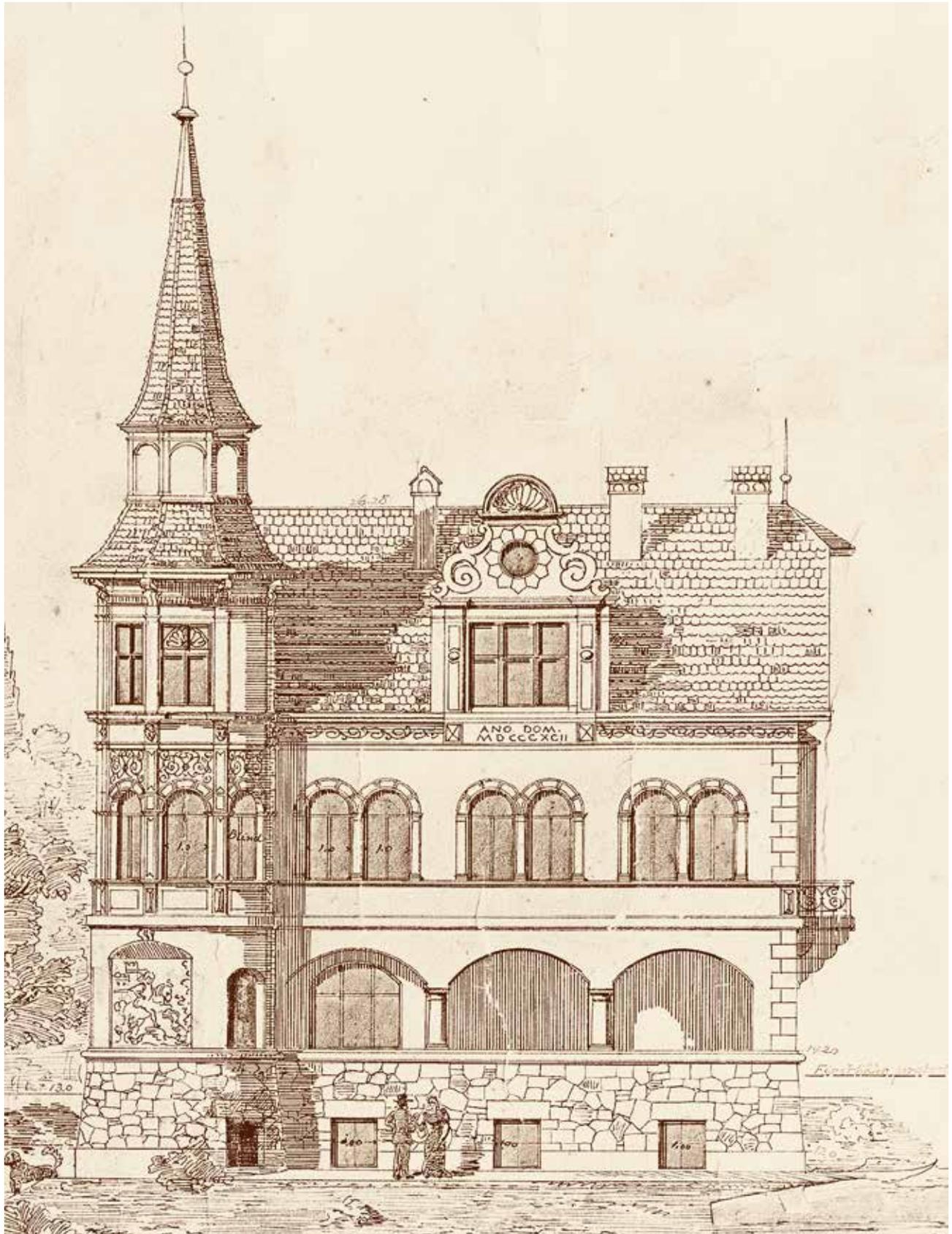


STEINE SPRECHEN

ZEITSCHRIFT DER ÖSTERREICHISCHEN GESELLSCHAFT FÜR
DENKMAL- UND ORTSBILDPFLEGE

Wien, im September 2018

Nr. 153 (Jg. LVII)



Inhalt

Editorial	3
Das Georg-Baumeister-Viertel am Bregenzer Ölrain und der bevorstehende Abbruch der Villa Freudeck Robert Dünser	5
Der Vorarlberger Architekt Georg Baumeister: Werkverzeichnis Robert Dünser	23
Gartendenkmal – zurück zum Start! Lilli Lička	31
Die Wohnhaus-Fassaden des Emil von Förster (1838–1909) Brigitte Eva-Maria Musil	33
Fortschritte und neue Entdeckungen bei der Restaurierung der Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur Philipp Harnoncourt	39
Die „Steine sprechen“ – wirklich! Das Neidhartgrab am Wiener Stephansdom Manfred Koller	42
Der Basilisk – eine gegenreformatorische Sage Philipp Reichel-Neuwirth	48
Buchbesprechungen	52
Neue Führung und neuer Status für das Österreichische Nationalkomitee ICOMOS Mario Schwarz	59
Berichte über Aktivitäten der Gesellschaft	60
Ehrenmitgliedschaft der ÖGDO für Hofrat Universitätsdozent Dr. Werner Kitlitschka	61
Nachruf auf Univ.-Prof. Dr. Gerhard Jagschitz (1940–2018)	62
Autorenverzeichnis	63
Impressum	63
Veranstaltungskalender	64
Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege	64

Umschlagabbildung:

Georg Baumeister, 1892, Villa Fünfland in Bregenz (Planausschnitt)

Editorial

Sehr geehrte Mitglieder der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, geschätzte Leserinnen und Leser dieses Blattes!

Die vorliegende 153. Ausgabe unserer Zeitschrift *Steine Sprechen* setzt als erste Folge nach dem *Jubiläumshft* Nr. 152 eine Reihe von Schwerpunkten fort, die von der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege seit Jahren verfolgt werden. Seit der Ausgabe Nr. 142 (März 2011) wurden Berichte mit besonderer, aktueller Bezugnahme zu einzelnen österreichischen Bundesländern in den Vordergrund gestellt, beginnend mit Steiermark und fortgesetzt über Oberösterreich (Nr. 143), Burgenland (Nr. 144/145), Niederösterreich (Nr. 146) und Wien (Nr. 147). Nun erfolgt mit aktuellen Berichten aus Vorarlberg eine Fortsetzung dieser Linie.

Auch inhaltlich beziehen sich diese Beiträge auf eine seit langem von der ÖGDO verfolgte Thematik der Denkmalpflege, nämlich die historischen Villenarchitektur im Umland der Städte und in den Erholungsgebieten: Im Jahr 1982 gab die Gesellschaft im Böhlau-Verlag das viel beachtete, heute längst vergriffene Buch *Landhaus und Villa in Niederösterreich 1840–1914* heraus, mit welchem das Anliegen der Erforschung und der denkmalpflegerischen Erhaltung dieser bedeutenden Kulturgüter erstmals angesprochen und propagiert wurde. Dass Villenensembles nach wie vor akut von Zerstörung bedroht sind und dass in diesem Bereich noch bedeutende baukünstlerische Entdeckungen zu erschließen sind, zeigen die Beiträge von Robert Dünser und Lilli Lička in diesem Heft (Abb. 1).

Höchst erfreulich ist der Bericht über die fortschreitende Restaurierung der Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur von Professor Philipp Harnoncourt. In unserer Zeitschrift hat Sabine Jurak im Jahr 2011 erstmals von diesem einzigartigen gotischen Baudenkmal berichtet; damals erschien es noch *wenig realistisch*, dass die *ehemalige Heiliggeistkirche ... von der öffentlichen Hand oder einem Mäzen fachgemäß restauriert* würde. Durch die beispielhafte Initiative der Familie Harnoncourt und den Eigentümer, die Stadtgemeinde Bruck an der Mur, wurde dieses Wunder inzwischen realisiert, und das Ergebnis steht bald vor der Vollendung.

Nicht ohne Grund enthält das vorliegende Heft weitere, neue Forschungsergebnisse zur Wiener Ringstraßenarchitektur von Brigitte Eva-Maria Musil. Dass der Status des UNESCO-Welterbes Wien Innere Stadt wegen des geplanten Neubauprojekts am Heumarkt in der Ringstraßenzone nunmehr auf der *roten Liste* der bedrohten Denkmäler steht, ist gerade heuer, im *Jahr des Europäischen Kulturerbes (European Year of Cultural Heritage EYCH)* eine bittere, beschämende Tatsache. In unserer Zeitschrift und in seinen öffentlichen Stellungnahmen hat Präsident

Friedmund Hueber unablässig gefordert, an erster Stelle die städtebauliche und architekturgeschichtliche Bedeutung der Wiener Ringstraße und die Verpflichtung zu ihrer denkmalgerechten Erhaltung anzuerkennen.

Der angesehene Architekturhistoriker und emeritierte Professor für Geschichte des Städtebaues an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Vittorio Magnago Lampugnani betont dies gleichermaßen in seinem städtebaulichen Gutachten zum Projekt für die Neugestaltung des Areals Hotel InterContinental Wien/Wiener Eislaufverein/Wiener Konzerthaus vom April 2018: *„Die Anlage der Wiener Ringstraße mit ihrer zugehörigen Bebauung ist ein Ereignis, das in der Geschichte der europäischen Stadt einzigartig ist. Ihr zugrunde liegt eine einmalige Versuchsanordnung: ein innovatives Stadterweiterungskonzept auf der Fläche der aufzulassenden Befestigungsanlage ... Daraus entstand ein Gesamtkunstwerk, an dem die bedeutendsten Architekten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beteiligt waren, von Gottfried Semper bis Otto Wagner. Das Ergebnis war derart überzeugend und erfolgreich, dass es zum Modell unzähliger weiterer Stadterweiterungen geriet, von Frankfurt am Main bis Zürich: keine erreichte die Vollkommenheit des Exempels, das sie nachzuahmen angetreten war. Diese Vollkommenheit hielt den Kriegszerstörungen und den Angriffen der Spekulanten stand: die neuen Bauten, die an die Stelle der historischen getreten sind, haben sich dadurch, dass sie die überlieferten Volumetrien respektiert haben, in das Ensemble eingepasst... Das alte Intercontinental Hotel setzte sich über die städtebauliche Logik des Grundstücks hinweg, um, ganz im Einklang mit der Überheblichkeit der 60er Jahre, dort einen Neuanfang zu verkünden, wo dieser Neuanfang am deplatziertesten war. Vor dem Hintergrund der damaligen Aufbruchsstimmung (und urbanistischen Verwirrung) ist die alte städtebauliche Sünde verständlich und sogar verzeihbar. Sie heute zu wiederholen, ja zu potenzieren, aber diesmal ohne den entsprechenden sozialhistorischen Hintergrund ... wäre unverständlich und unverzeihbar. Und würde ausgerechnet an einer der delikatesten und exponiertesten Stellen der Kunst- und Architekturstätte Wien die Erkenntnisse der städtebaulichen Kultur der letzten Jahrzehnte ohne jegliche Not ignorieren und konterkarieren“.*

Da der Staatsvertrag zwischen der Republik Österreich und der UNESCO über die multilaterale Welterbe-Konvention per Bundesgesetzblatt 1993 Teil unserer Rechtsordnung wurde, besteht die Rechtsmeinung, dass die Republik zur Einhaltung dieses internationalen Staatsvertrages verpflichtet ist. Um in Fällen eingreifen zu können,

in denen Bundesländer Staatsverträge verletzen, sieht Artikel 16 der Bundesverfassung für die Bundesregierung mehrere Möglichkeiten vor, wobei es sich nicht um Optionen handelt, die im politischen Ermessen liegen. Es sei vielmehr die gesetzliche Verpflichtung der Bundesregierung, von den durch Artikel 16 der Verfassung zur Verfügung gestellten Möglichkeiten Gebrauch zu machen, um den vertragskonformen Zustand wieder herzustellen.

Die im März 2018 neu gewählte Präsidentin des Österreichischen Nationalkomitees ICOMOS, Caroline Jäger-Klein erklärte, dass auf politischer Ebene endlich von der Stadt Wien der seit 2001 versprochene und nie in Kraft getretene Managementplan für die Welterbe-Zonen von Wien und deren Abstimmung mit den Schutzzonenbestimmungen aus dem Wiener Altstadterhaltungsgesetz einzufordern wären.

Sehr erfreulich sind indes zwei neue Welterbe-Nominierungen für 2019, die Österreich betreffen: Das UNESCO-Welterbe-Zentrum hat für die Projekte *Frontiers of the Roman Empire – The Danube Limes* (Die Grenzen des Römischen Reichs – Der Donau-Limes) und *Großglockner High Alpine Road* (Die Großglockner Hochalpenstraße) bereits die internationale Evaluierung eingeleitet. Zu dem zuletzt genannten Projekt ist ein

Buch von Diplomingenieur Thomas Mitterecker erschienen, das in diesem Heft rezensiert wird.

Neuen Erkenntnissen zu prominenten Alt-Wiener Gedenkstätten, dem *Neidhart-Grabmal* am Wiener Stephansdom und dem *Basilikenhaus* in der Wiener Schönlaternengasse, sind die Beiträge von Manfred Koller und Philipp Reichel-Neuwirth gewidmet.

Unter den hier berichteten Veranstaltungen der ÖGDO ist insbesondere die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Hofrat i. R. Universitätsdozent Dr. Werner Kitlitschka hervorzuheben.

Mario Schwarz



Abb. 1 Abbruch Villa Freudeck, Bregenz, Juli 2018, Foto: © Margit Hübler

Das Georg-Baumeister-Viertel am Bregenzer Ölrain und der bevorstehende Abbruch der Villa Freudeck

Ein Abgesang auf Ortsbildschutz und Denkmalpflege in Vorarlberg

Robert Dünser



Abb. 1: Georg Baumeister (rechts) und Karl Höll vor den Häusern Blumenstraße Nr. 1 (Villa Wolfegg), Nr. 3 (Villa Freudeck) und Nr. 5 (Evang. Pfarrhaus), histor. Aufnahme ca. 1906

Noch steht es nahezu unberührt da, das in seiner Geschlossenheit und gestalterischen Qualität wohl bedeutendste gründerzeitliche Villen-Ensemble der Stadt Bregenz, von Georg Baumeister zwischen 1892 und 1906 errichtet: Sechs Gebäude zwischen Blumen- und Wolfeggstraße am Ölrain (Abb. 1).

Dem Ensemble droht das Ende: Im November 2016 wurde für die Villa Freudeck ein Abbruchbescheid ausgestellt. Das zentrale Gebäude des Ensembles steht unmittelbar vor dem Abbruch. Ein Bauträger will dort einen viergeschossigen Neubau (geplant von Hermann Kaufmann) errichten, was die Zerstörung des einzigartigen Ensembles und der umgebenden Parklandschaft bedeuten würde. Für die Weiterentwicklung des gesamten angrenzenden Stadtteils „Im Dorf“ wird der Abbruch des Bauwerks einen fatalen Präzedenzfall darstellen. Ohne Schutzmaßnahmen ist hier ein bemerkenswert einheitliches Ortsbild von ähnlich unsensiblen Eingriffen bedroht.

In diesem Beitrag werden die Erkenntnisse über Georg Baumeister, einen wichtigen Unbekannten der Vorarlberger Architekturgeschichte, erstmals öffentlich

dokumentiert. Die fachliche und gesellschaftliche Auseinandersetzung um die Bewahrung baukulturellen Erbes wird zusammengefasst und auf den Punkt gebracht.

VON STADTPLANERISCHER THEORIE UND PRAXIS

Der Umgang der Stadt Bregenz mit diesem qualitätsvollen baukulturellen Erbe ist fragwürdig. Einerseits wird im Räumlichen Entwicklungskonzept die Erhaltung des identitätsstiftenden Stadtbilds festgeschrieben, andererseits fehlt die Umsetzung des Konzeptes in der gebauten Wirklichkeit.

Wertschätzung im REK

Das Räumliche Entwicklungskonzept (REK 2001/08) spricht eine deutliche Sprache: Für die Erhaltung eines identitätsstiftenden Stadtbilds sind am Ölrain „die Villen und die sie umgebenden Gartenanlagen durch Parkschutz und die Erstellung von Bebauungsplänen zu schützen.“¹ Es wird der Beitrag der „großflächigen alten Villengärten und Parks am Ölrain mit mächtigem, ökologisch



Abb. 2: Kubaturskizze des Neubauprojekts

wertvollem Baumbestand⁴² zum grünen Erscheinungsbild der Stadt hervorgehoben. Städtebauliche Dominanten und Merkmale (dazu zählen gleich zwei Gebäude des Baumeisterviertels, Villa Fünfland und Villa Wolfegg) sind vor baulichen Entwicklungen im Umfeld zu schützen, „die den Charakter bzw. die Dominanz des Objektes negativ beeinflussen könnten.“⁴³

Intransparente Praxis

Die Praxis steht im Widerspruch zu diesen ambitionierten Vorgaben: Für nahezu das gesamte Stadtgebiet fehlen Bebauungspläne sowie nachvollziehbare und öffentlich zugängliche Angaben zu Dichte oder Gebäudehöhen. Auch in sensiblen Gebieten besteht weder für Bauwerber noch für Nachbarn hinreichende Transparenz, welche „Spielregeln“ für Bebauungen in ihrem unmittelbaren Umfeld gelten. Das lässt viel Freiraum für Einflussnahmen.

Anstelle von Bebauungsplänen wird in Bregenz das Instrument der Baugrundlagenbestimmung (BauG § 3) angewendet. Dieses Verfahren findet unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Dem beratenden Gremium des Gestaltungsbeirats kommt dabei die zentrale Aufgabe zu, Beurteilungskriterien für die eingereichten Vorprojekte festzulegen. Bis ein Bauprojekt bekannt wird, gehen oft Jahre informeller und formeller Abstimmungen voraus, wodurch jede Kritik zu spät kommen muss.

So soll das Projekt Freudeck bereits seit 2011 entwickelt worden sein, öffentlich bekannt wurde es im Sommer 2016. Gestaltungsbeirat und BDA beschäftigten sich bereits 2014 damit. Das BDA zeigte sich aufgrund einiger Zubauten und wohl in Unkenntnis der Urheberschaft und des präzisen architektur- und sozialhistorischen Kontextes an einer Unterschutzstellung desinteressiert (Abb. 2).

Gegenseitiges Zuschieben der Verantwortung

Mit dem ersten Auftreten unserer Initiative begann das bekannte Match Ortsbild- gegen Denkmalschutz. Dabei kam es zu einigen bemerkenswerten Spielzügen. Der Bregenzer Bürgermeister verkündete öffentlich, dass die Anwendung der geltenden Bestimmungen zum Ortsbildschutz (BauG § 17) einen Amtsmissbrauch⁴ darstellen würde, wenn kein Denkmalschutz vorliege. Diese Rechtsauffassung macht hellhörig. Die Bregenzer Grünen stimmten dem Abbruch der Villa Freudeck zu, verlangten aber eine Inventarisierung des Ortsbilds, um solche Fälle zukünftig zu vermeiden.

In rathausinternen Amtsgutachten wurden die Zielsetzungen des REK konterkariert und dem Villenviertel der Ensemblecharakter aufgrund des hohen Baumbestandes (!) und der großen Distanzen zwischen den Häusern abgesprochen. Anders urteilte der Amtsachverständige des Landes, der von einem „*Villensemble*“ und „*einem durchaus schützenswerten Ortsbild*“ ausgeht. Er betont, dass ein Ensembleschutz den Intentionen des Räumlichen Entwicklungskonzepts entsprechen würde. „*In diesem Zusammenhang ist der Abbruch aus bauhistorischer und stadtplanerischer Hinsicht zu bedauern. Er führt zu einem Verlust in der Identität und Unverwechselbarkeit innerhalb des Quartiers.*“ In einer argumentativen Kehrtwende geht er allerdings bei Abbruch der Villa und Neubau nicht von einer „*erheblichen Störung des Orts- und Landschaftsbildes*“ aus.⁵ Alle diese Gutachten wurden zu einem Zeitpunkt datiert, als der Bregenzer Bürgermeister seine Entscheidung längst öffentlich kundgetan hatte.

Der Bregenzer Gestaltungsbeirat konnte kein „*bauliches Ensemble im Sinne des kunstwissenschaftlichen Ensemblebegriffs*“⁶ erkennen. Eine Begründung, was er darunter versteht, blieb aus. „*Die eigentliche Qualität dieses*



Abb. 3: Ansicht Konstantinopel, gez.: Pera Baumeister 1877

Ortsteils liegt in der fast parkartigen Durchgrünung, auf die in allen Beurteilungsphasen durch das Ziel ‚möglichst geringer Fußabdruck und damit maximaler Erhalt des Grünraums‘ Wert gelegt wurde“.⁷

Bernd Euler Rolle vom BDA beantwortete eine entsprechende Anfrage des Münchner Kunsthistorikers Dieter Klein damit, dass ein Ensembleschutz nicht möglich sei, da ein Ensemble „im denkmalrechtlichen Sinne (...) nicht nachvollziehbar“ sei und verweist auf den Ortsbildschutz⁸.

Engagierte Bürgerinnen und Bürger

Seit Anfang September 2016 setzt sich unsere Initiative öffentlichkeitswirksam für die Erhaltung des Georg-Baumeister-Viertels ein durch: Pressearbeit, Einholung von Fachmeinungen, Sammeln von Wortspenden (BürgerInnenreaktionen auf die Abbruchabsichten), Kontakt zum BDA, eine Petition an die Stadtvertretung, kreative Öffentlichkeitsarbeit über Facebook und Internet. So entstand auch das Medienkunstprojekt „Villa Freudeck|Nicht-Abriß-Adventskalender“ von Barbara und Christan Tuerr, das die Ränke und Verrenkungen der Behörden in satirischer Form einer erweiterten Öffentlichkeit nahebrachte.

Parallel dazu sammelte sich auch immer mehr Wissen zu Leben und Werk Georg Baumeisters an. Vor dem Hintergrund der Unkenntnis der Behörden begann eine ansatzweise Aufarbeitung.

GEORG BAUMEISTER UND SEIN WERK

Der Architekt Georg Baumeister (1852–1927) zählt zu den bedeutendsten Architekten Vorarlbergs um 1900. Er gilt als wichtiger Vertreter der bayerischen Regionalromantik bzw. des süddeutschen Jugendstils⁹ in Vorarlberg.

Biografisch war zunächst wenig bekannt

Im Nachruf des Vorarlberger Tagblatts vom 17. September 1927 heißt es: „Der letzter Tage verstorbene Architekt Baumeister war 1852 geboren in Hard¹⁰. Seine Architekturlaufbahn machte er in Kassel, Berlin, Konstantinopel und München, wo er Inhaber einer großen Baufirma war. In Bregenz hat er sich verewigt durch

das Landesmuseum, die Rathausfassade, durch die Villa Fünfland und die benachbarten Villen. Architekt Baumeister war auch ein großer Kenner und Sammler von Altertümern ...“¹¹ (Abb. 3).

Nach seinen „Wanderjahren“ lebte er „seit 1878 mit seiner Familie in München, wo er Teilhaber der Baufirma Zwister & Baumeister war. Um 1895 übersiedelte die Familie ganz nach Bregenz, trotzdem gab Baumeister als Adresse, auch auf seinem Firmenstempel noch jahrelang ‚München und Bregenz‘ an.“¹²

Nach Vorarlberg wurde er „offensichtlich durch die Brüder Jakob und Hans¹³ Jehly“ gebracht¹⁴. Bemerkenswert ist, dass Baumeister gleich mit seinem ersten Projekt, dem Wohnhaus für den Landschaftsmaler Jakob Jehly in Bludenz, im Umfeld der intellektuellen protestantischen Elite des Landes tätig war (siehe Werkverzeichnis im Anhang, Villa Jakob Jehly 1885). In Vorarlberg gelang ihm eine bemerkenswerte Karriere, wo er u. a. wichtige öffentliche Aufträge erhielt: Die Umgestaltung des Bregenzer Rathauses, das Post- und Telegraphenamnt in Feldkirch, das Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz.

Krieg und Konflikte

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs scheint das architektonische Schaffen Baumeisters zu einem Stillstand gelangt zu sein. Hinzu kam im gleichen Jahr ein handfester Konflikt innerhalb des Landesmuseumsvereins. Der Erbauer des Landesmuseums, Fachmann und Ausschussmitglied sollte seiner Funktionen enthoben werden, weil ihm vorgeworfen wurde, sich bzw. seine Sammlung auf Kosten des Museums bereichert zu haben.

Als Spätfolge des Ersten Weltkriegs starb 1920 sein einziger Sohn, Georg Baumeister jun. (1887–1920). Dieser hatte sich im Rahmen seiner Ausbildung auf die Erforschung der historischen Vorarlberger Bauernhäuser spezialisiert. Seine frühen Standardwerke zu diesem Thema wurden in der damaligen Fachwelt als geradezu vorbildlich besprochen.¹⁵ Kurz vor seinem Tod war Georg Baumeister jun. zum Professor an der Innsbrucker Staatsgewerbeschule ernannt worden.

Hinzu kam, dass Baumeister in den 1920er-Jahren sein Vermögen in der Inflation verlor, nachdem er seine Immobilien zu einem ungünstigen Zeitpunkt veräußert hatte.¹⁶



Abb. 4: Projekt für ein Kurhaus der Landeshauptstadt Bregenz, 1893, (Ausschnitt), Quelle: Stadtarchiv Bregenz

Er starb 1927. Seine Urne wurde in Konstanz durch den altkatholischen Pfarrer eingesegnet und im Waldfriedhof in München beigesetzt.

Werke in Vorarlberg

Trotz Baumeisters internationaler Laufbahn und seiner langjährigen Tätigkeit in München sind von ihm bis jetzt fast ausschließlich Werke in Vorarlberg bekannt.

Für die Qualität dieser Arbeiten spricht allein die Tatsache, dass nahezu alle Bauten, die ihm in der Fachliteratur (Achleitner, Dehio, Listen der denkmalgeschützten Objekte) zugeschrieben wurden, unter Denkmalschutz

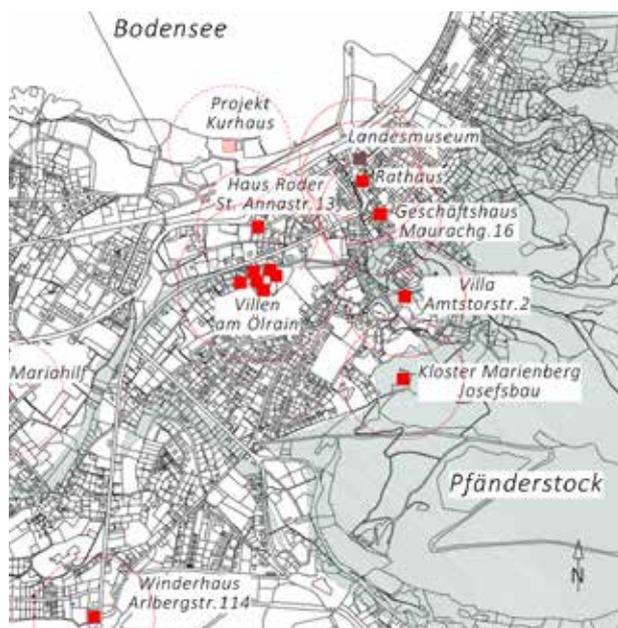


Abb. 5: Werke und Projekte Georg Baumeisters für Bregenz

stehen. Im Laufe unserer Auseinandersetzung konnten Baumeister einige weitere Werke, darunter auch Gebäude des Villenviertels am Ölrain zugeordnet werden (siehe Werkverzeichnis im Anhang).

Der Schwerpunkt seines Wirkens in Vorarlberg war Bregenz, das auf zwölf erhaltene Werke Baumeisters verweisen kann, darunter die repräsentative Fassade des Bregenzer Rathauses, Stadthäuser, Villen, die klösterliche Erweiterung der Villa Raczyński (Marienberg). Sein vormals prominentester Bau, das Vorarlberger Landesmuseum, ein früher Eisenbetonbau von 1903/04, ist nicht mehr erhalten. Dazu kommen zwei dokumentierte, aber nicht realisierte Projekte: Der Entwurf für die Stadtpfarrkirche Mariahilf von 1907¹⁷, die schließlich 1921 nach Plänen von Clemens Holzmeister errichtet wurde, und der Entwurf eines Kurhauses am See aus dem Jahr 1893¹⁸, mit dem Baumeister frühzeitig ein wichtiges Potential von Bregenz erkannt hatte – als Fremdenverkehrsstadt am Bodensee (Abb. 4 und 5).

Von besonderer Bedeutung für sein Schaffen sind seine repräsentativen Wohngebäude. Friedrich Achleitner schreibt in seinem Kurzkomentar zum ehemaligen Post- und Telegraphenamts (1898) in Feldkirch: „Es scheint, daß der Münchner romantischen Schule die Befreiung vom strengeren Historismus zuerst in Privatbauten gelang, vor allem bei den Villen und Landhäusern. Diese Entwicklung ist gerade bei Baumeister in Vorarlberg gut zu verfolgen.“¹⁹

Dafür ist das Georg-Baumeister-Viertel am Bregenzer Ölrain wohl das signifikanteste Beispiel. An den sechs benachbarten Villen lässt sich die immer freiere Entwicklung der Baukörper hin zu dynamischen, allseitig plastisch durchgeformten Kompositionen nachverfolgen. Der

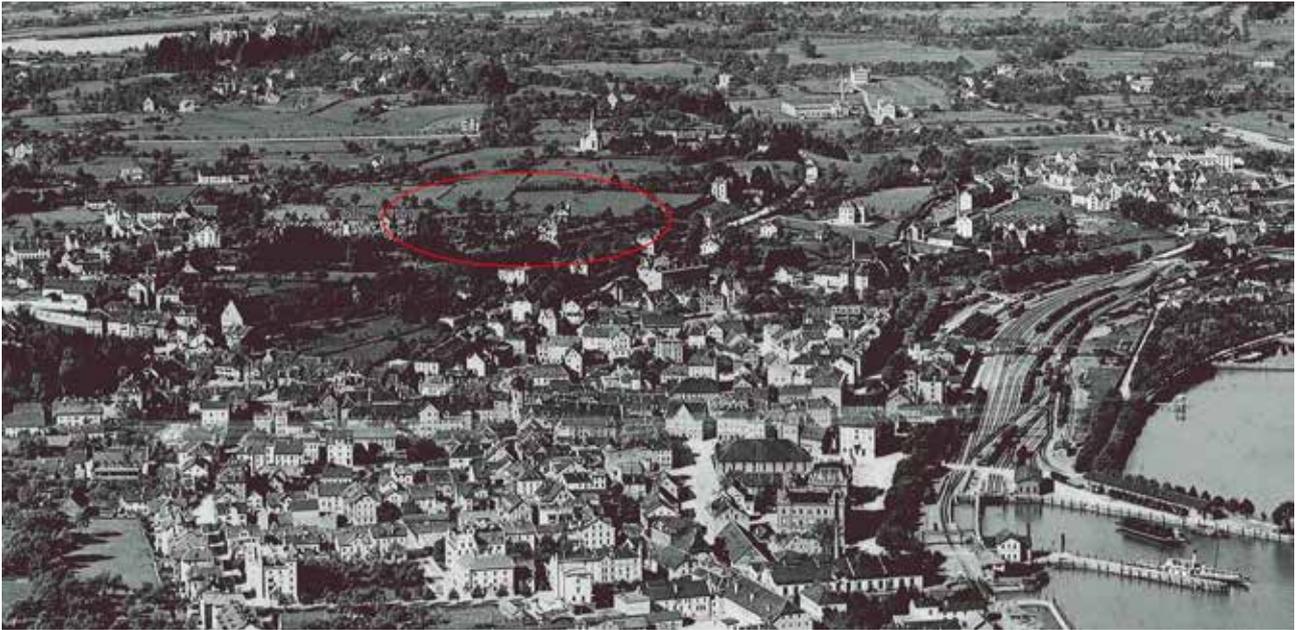


Abb. 6: Ansicht von Bregenz, 1903 (Ausschnitt), Quelle: Stadtarchiv Bregenz

freien Entwicklung der äußeren Form entspricht auch eine zunehmend freiere Anordnung der Räume im Inneren.

DAS GEORG-BAUMEISTER-VIERTEL AM BREGENZER ÖLRAIN

Lage im Stadtraum / Landschaftlicher Raum

Das Villenensemble liegt in leicht erhöhter Lage über dem Kerngebiet der Stadt auf der Ölrainterrasse, einer eiszeitlichen Geländeformation am Fuße des Pfänderstocks. Dieser Landschaftsteil, auch Obere Platte oder Plattenwiese genannt, ist durch eine weiträumige Ebene und eine

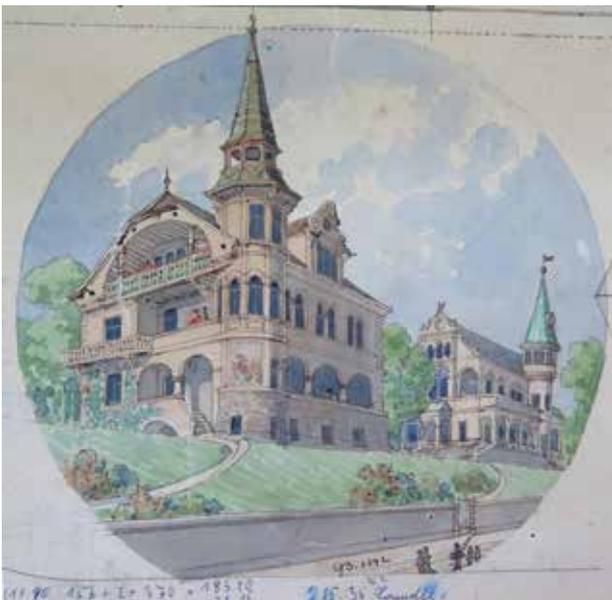


Abb. 7: Seine Vision von herrschaftlichen Villen in Aussichts Lage konnte Baumeister nur teilweise umsetzen

markante Geländestufe im Norden zum See hin charakterisiert. Die Stufe setzt sich als schmaler Höhenrücken bis zur Bregenzer Ach fort. Auf dem Ölrain befand sich das römische Brigantium samt Nekropole. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde diese Ebene fast zur Gänze als Weideland und Streuobstwiese genutzt.

Eine Ansicht von Bregenz aus dem Jahr 1903 zeigt, dass es sich bei den damals schon bestehenden Baumeister-Villen (Villa Fünfland, Villa Freudeck) um Initialbauwerke der Besiedlung des Ölrains und der gesamten Plattenwiese (Stadtteil „Im Dorf“) handelt. In den folgenden Jahrzehnten entstand hier ein im Erscheinungsbild einheitliches Gebiet, das durch villenartige Wohnhäuser mit Hausgärten geprägt ist. Hier sind mehrere von Architekten (z. B. Willibald Braun, Johann Anton Tscherner) und lokalen Baumeistern geprägte „architektonische Biotope“ zu finden. Von diesen ist das Georg-Baumeister-Viertel das älteste und aufgrund seiner Entstehungszeit und der großbürgerlichen Klientel, für die es gebaut wurde, das prominenteste und am aufwändigsten gestaltete Ensemble dieses Stadtteils. Georg Baumeister hatte als einer der ersten die Lagegunst auf der Terrasse oberhalb der Stadt erkannt (Abb. 6).

Die Umgrenzung des Viertels

Die nördliche Begrenzung des Georg-Baumeister-Viertels entsteht durch die Geländestufe zur Stadt hin. Dementsprechend ist eine weiträumige Sichtbeziehung von unten auf die zwei dominanten Gebäude des Viertels, **Villa Fünfland** und **Villa Wolfegg**, gegeben²⁰. Entlang der Wolfeggstraße wird die markante topografische Lage durch eine straßenbegleitende, gut zwei Meter hohe Stützmauer unterstrichen, deren Bau auf eine Initiative Baumeisters zurückgehen dürfte. Ihre ursprüngliche

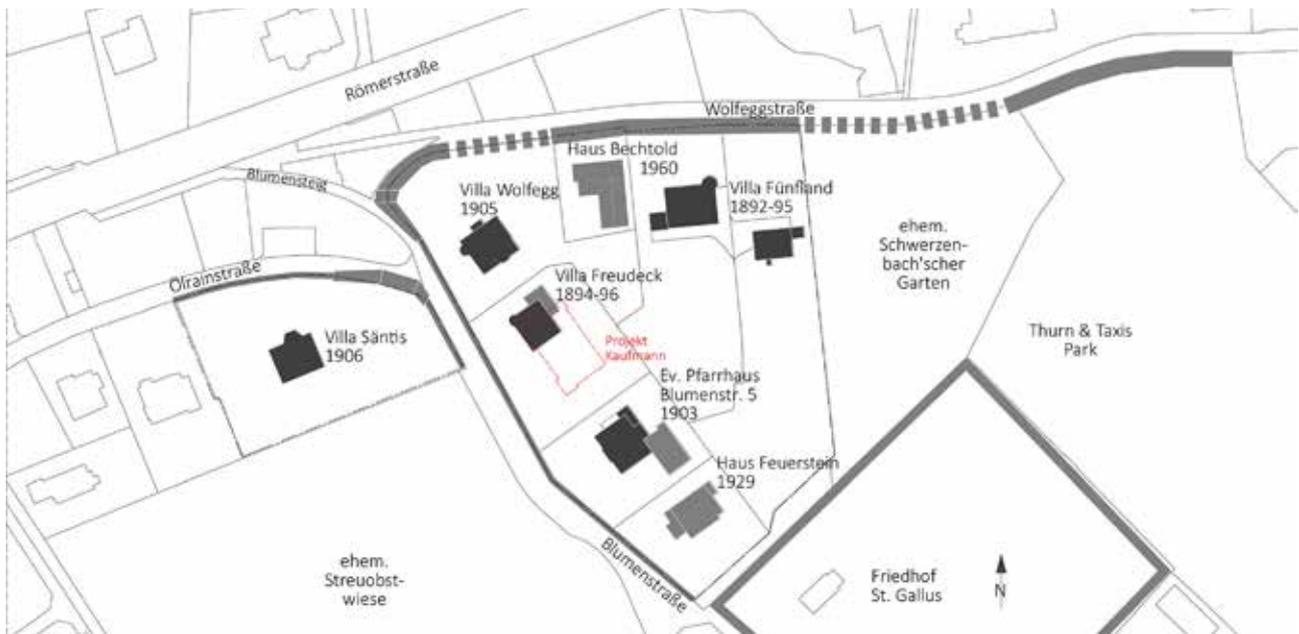


Abb. 8: Die Umgrenzung des Baumeister-Viertels: im Norden die dominante Stützmauer entlang der Wolfeggstraße bis zur Villa Wolfegg; die markante Überhöhung der Eingrenzung der Villa Sántis an der Ecke Blumenstraße / Ölrainstraße; der das Straßensbild prägende Sockelmauerzug mit aufgesetztem, einheitlich gestalteten Zaun entlang der Blumenstraße; im Südosten bildet das ummauerte Geviert des Friedhofs St. Gallus die Grenze. (Lageplanskizze: Zustand bis ca. 1970)

Länge betrug ca. 320 Meter. Heute ist sie nur mehr in Teilstücken vorhanden (Abb. 7).

Entlang der Blumenstraße wird das Viertel durch einen ca. 160 Meter langen Sockelmauerzug mit differenziert aufgesetzten schmiedeeisernen Einfriedungen und Gartentoren gefasst. Dahinter stehen die aufgereihten Villen, die in Bezug auf Baukörpergröße (Körnung) und stilistischer Durchbildung eine nachvollziehbare städtebauliche Einheit bilden (**Evangelisches Pfarrhaus, Villa Freudeck, Villa Wolfegg**²¹). Ihren Abschluss findet diese Umgrenzung des Baumeister-Viertels im Bereich des Blumensteigs durch markantes, bastionsartig aufragendes Eckmauerwerk, das wieder zur Stützmauer in der Wolfeggstraße überleitet. Innerhalb des Viertels nimmt die Villa Wolfegg die verbindende Eckposition (Scharnier) ein (Abb. 8).

Ergänzung durch ein Gegenüber

Eine Ergänzung erfuhr das Viertel mit dem Bau der **Villa Sántis**. Sie bildet an der Straßenecke Blumenstraße / Ölrainstraße ein „Gegenüber“ zu den Villen Freudeck und Wolfegg. Ebenfalls von Georg Baumeister geplant, weist sie gleiche Stilistik und Gebäudestruktur auf. Sogar die Formulierung der straßenräumlichen Ecksituation fällt trotz der anderen topografischen Gegebenheiten ähnlich markant aus wie beim Visavis, der Villa Wolfegg. Die Sockelmauer des Zauns wird zur Straßenecke hin künstlich überhöht und von einer kleinen Balustrade gekrönt. Mit dieser motivischen Wiederholung der überhöhten Ecke schuf Baumeister gleichzeitig einen kleinen Aussichtspunkt, der auch an dieser Stelle den landschaftlichen Bezug der Villenanlage thematisiert.

Ein grüner Raum

Insgesamt kann das Baumeister-Viertel als stark durchwachsender, parkähnlicher Grünraum mit vielen hochstämmigen Bäumen gekennzeichnet werden, darunter viele Exponenten der gründerzeitlichen Gartenkultur: Blutbuche, Edelkastanie, Riesenlebensbaum, Lawson's Scheinzypressen sowie verschiedene andere exotische und heimische Nadelbäume, Magnolien, Catalpa, ... Der herrschaftlichen Konzeption der Bauten entsprach auch die Gestaltung der Villengärten. So sind neben Teilen der ursprünglichen Bepflanzung auch heute noch historische Ziermauern, Balustraden, ein Brunnen vor grottenartiger Tuffsteinkulisse, Reste von Pergolen, Ziervasen und Steinbänke zu finden.

Das Innere des Baumeister-Viertels stellt sich heute als offene, nahezu unbebaute Mitte dar. Diese Kernzone wird durch die ehemalige Gartenanlage der Villa Fünfland gebildet, die von der Wolfeggstraße im Norden bis zur Zufahrt an der Blumenstraße im Süden das Baumeister-Viertel umfasst. Diese historische Gartenanlage²² war abgesehen vom repräsentativen Vorbereich der Häuser durch eine klare Trennung entlang der Zufahrtsstraße gekennzeichnet: In eine Parkanlage mit teilweise exotischem Baumbestand im Süden der Villa und in einen Wirtschaftsgarten, der dem Nebengebäude, dem „Gärtnerhaus“, zugeordnet war.

Die Entstehung des Viertels

Vom Bau seines ersten Hauses, der **Villa Fünfland** (1892, Wolfeggstraße 13 und 15), die gleichsam den Prototyp für Baumeisters Vorstellung vom großbürgerlichen



Abb. 9: Die Villen des Georg-Baumeister-Viertels, heutiger Zustand, auch des Gehölzbestandes, ©: Vogis

Wohnen in dieser Gunstlage darstellt, über die **Villa Freudeck** (1894, Blumenstraße 3), das **Evangelische Pfarrhaus** (1903, Blumenstraße 5), die **Villa Wolfegg** (1905, Blumenstraße 1) bis zum Bau der **Villa Sántis** (1906, Blumenstraße 2) vergingen 14 Jahre. Somit ist die Entstehung des Villenviertels als jahrelanger Prozess zu verstehen, in dem unterschiedliche Bauherren zu verschiedenen Zeiten auf den Plan traten und ihre individuellen Bedürfnissen umgesetzt sehen wollten. Aus den Originalplänen ist dennoch klar ersichtlich, dass die einzelnen Häuser präzise aufeinander Bezug nehmen, bestehende Gebäudefluchten aufnehmen oder bewusst davon abweichen, um bestehende Sichtbeziehungen zu respektieren. So ist aus den herrschaftlichen Villen mit ihren ebensolchen Gärten ein durchaus als Einheit erlebbares Ganzes geworden.

Die unter der Federführung Baumeisters gewachsene Struktur erfuhr in den Folgejahren zwei wesentliche Erweiterungen: Auf einem Teil der Liegenschaft der Villa Fünfland wurde 1929 das **Haus Feuerstein**, Blumenstraße 7, nach einem Entwurf von Wilhelm Fleisch erbaut²³. Dieses eindruckliche Bauwerk ergänzt die Reihe der Baumeister-Villen in der Blumenstraße und markiert durch eine bemerkenswerte Artikulierung der Eckposition den Anfang des Villenviertels an dieser Stelle.

Im Jahr 1960 entstand das **Haus Bechtold**, Wolfeggstraße 17, auf einem Teil der Liegenschaft der Villa Wolfegg. Richard Bechtold entwarf – hier der Zeit entsprechend – einen qualitätsvollen Bungalow. An der äußersten Hangkante errichtet, ordnet er sich in der Höhenentwicklung den beiden dominanten Nachbargebäuden – der Villa Fünfland und der Villa Wolfegg – entschieden unter.

Auch mit diesen Ergänzungen behielt das Viertel seine prägende Identität durch die gründerzeitlichen Villen. In ihrer 120-jährigen Bau- und Nutzungsgeschichte ist es naheliegend, dass nicht jedes ursprüngliche Detail erhalten blieb. „*Verschiedenes wurde ergänzt, saniert, der konsistente Gesamteindruck jedoch bis heute eindrucklich erhalten.*“²⁴

Entwicklungen im Umfeld

Bis in die 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts lag das Georg-Baumeister-Viertel als kleine städtebauliche Einheit relativ isoliert im Bregenzer Stadtgefüge. Es gab die Geländestufe als natürliche Begrenzung im Norden, an der Südwestseite (entlang der gesamten Blumenstraße bis zur Villa Sántis) die letzte große Streuobstwiese der Ölrainterrasse, an der östlichen Grenze die Mauer des Friedhofs St. Gallus bzw. einen großen verwilderten Garten, der zur Villa Schwerzenbach an der unterhalb gelegenen Römerstraße gehörte.

Im Jahr 1975 wurde auf der Streuobstwiese der dreigeschoßige Bau des Bundesgymnasiums Blumenstraße (Alois Machatschek) errichtet, der an das Villenviertel mit einem eingeschößigen Nebengebäude anschließt. Bereits 1972 wurde der Schwerzenbach'sche Garten mit einer neugeschoßigen Wohnanlage (Blumenstraße 7a-c) überbaut. Dieser Block wirkt bis heute in der Stadtsilhouette als maßstabssprengender Fremdkörper und treibt einen Keil in die durchgängig grüne Hangkante. Aufgrund ihrer Sonderfunktion beziehungsweise des Maßstabssprungs können diese Gebäude bestenfalls als nicht weiter integrierbare städtebauliche Solitäre eingestuft werden (Abb. 9).

DIE BAUMEISTER-VILLEN DES VIERTELS/KURZBESCHREIBUNG DER EINZELOBJEKTE

Villa Fünfland

*Wolfeggstraße 13 und 15, erbaut 1892–1895, Erweiterung 1910, (siehe Berger S. 308, Dehio S. 115, Klein S. 82.)
Bauherr: Georg Baumeister, 1922 Verkauf an Gustav Stahr, Fabrikant (Uhrenfabrik Iselin & Co, Lochau)*

Die beiden Gebäude der Villa Fünfland, das Hauptgebäude und das villenartige kleinere „Gärtnerhaus“ sind die ersten Bauwerke Baumeisters in Bregenz. Mit seinem eigenen Wohnhaus stellt Baumeister gleichsam den Prototyp für ein großbürgerliches Wohnen in dieser Lage vor. Die Villa liegt in exponierter Lage an der Hangkante der Ölrainterrasse über der Stadt. Hier ist der Name Programm: Fassade und Raumkonzept sind ganz auf Stadt, See und Aussicht in fünf (!) Länder ausgerichtet. Die Schauseite ist an klassischen Vorbildern – hier der Renaissance – orientiert. So weist die Fassadengliederung eine weitgehende Übereinstimmung mit der Innenhof-Fassade des Konstanzer Rathauses auf (Abb. 10–12).

Villa Freudeck

[zum Abbruch freigegeben!]

*Blumenstraße 3, erbaut 1894–1896, (siehe Dehio S. 91)
Bauherr: Karl Höll, Fabrikant (Tubenfabrik, Lauterach)*

Die Villa Freudeck besticht durch ihre feingliedrige Giebelfront. Fast alle originalen Ausbauteile (Fenster und Läden) sind erhalten. Zubauten (Otto Mallaun 1940 an der Rückfront, Dachgauben ca. 1995) beeinträchtigen das straßenseitige Erscheinungsbild nur unwesentlich.



Abb. 10: Villa Fünfland, Ansicht Römerstraße, © Friedrich Böhringer

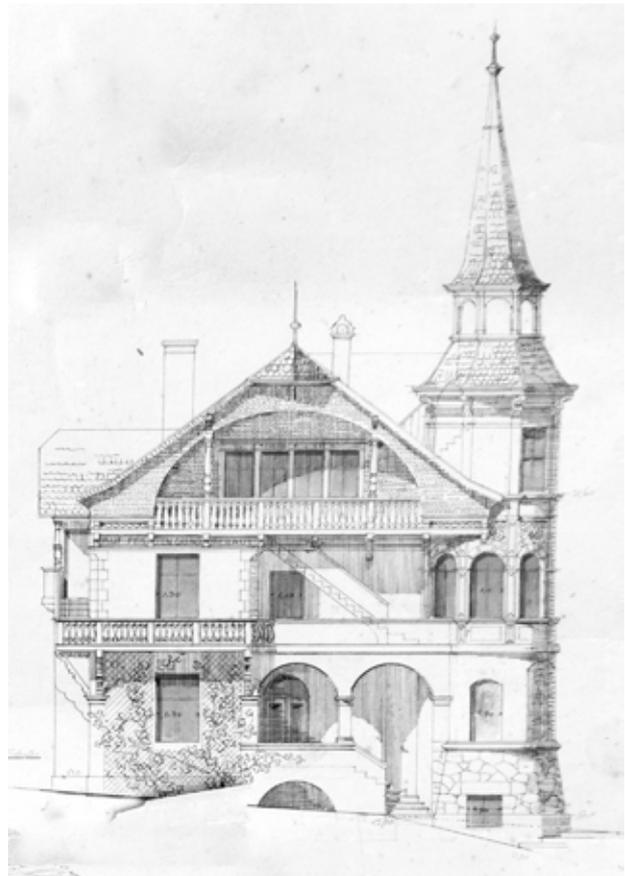


Abb. 11 Villa Fünfland, Ansichten Nord, Plan: Georg Baumeister 1892

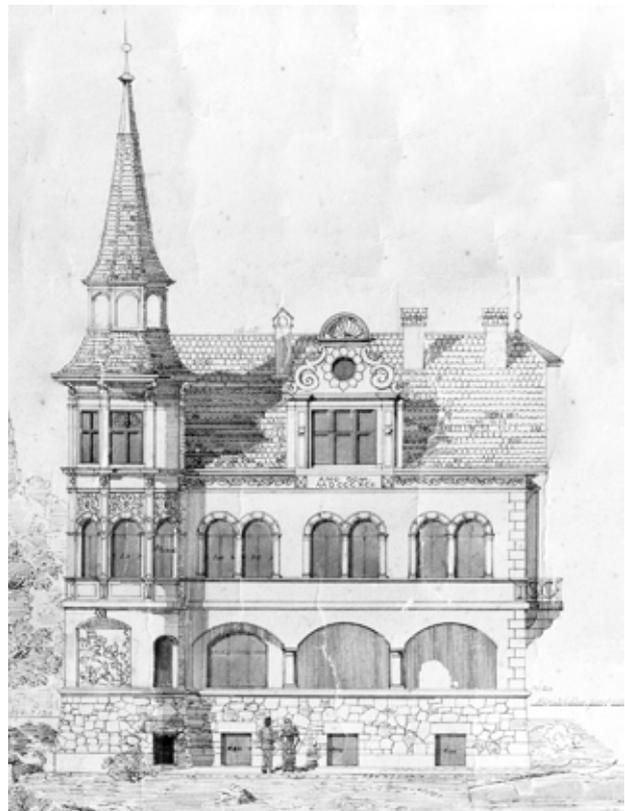


Abb. 12: Villa Fünfland, Ansicht Ost, Plan: Georg Baumeister 1892



Abb. 13: Villa Fünfland „Gärtnerhaus“, Ansichten Nord, Plan: Georg Baumeister 1892

Im Vergleich zu der gleichzeitig entstandenen Villa Fünf-land sind die bescheideneren Ansprüche des Bauherrn augenscheinlich: Niedrigere Raumhöhen, ein kompakter kleinerer Baukörper, reduzierte Formensprache. Diese Charakteristika teilt die Villa Freudeck mit dem „Gärtnerhaus“ der Villa Fünfland (Abb. 13) – vgl. nachfolgende Einzelbeschreibung (Abb. 14).

Evangelisches Pfarrhaus

Blumenstraße 5, erbaut 1903, (siehe Dehio S. 91)

Bauherr: Presbyterium der Evangelischen Gemeinde A. und H. B., Bregenz

Das Haus wurde 1903 auf dem von der Industriellenfamilie Schindler (Jenny & Schindler) aus Kennelbach gestifteten Grundstück errichtet. 1936 wurde das Pfarrhaus durch den Anbau eines Gemeindesaales zur 75-Jahrfeier der Pfarrgemeinde erweitert. In den 1970er-Jahren wurde das Pfarrhaus an die Evangelisch-methodistischen Kirche in der Schweiz verkauft, der Pfarrsaal später zur Methodistischen Kirche erweitert.

Leider muss man bei diesem urpünglich repräsentativen Gebäude Baumeisters von formalem Substanzverlust ausgehen. So wurde nicht nur der markante Mittelrisalit stark vereinfacht, auch die feinteilig gestaltete Glasveranda mit geschwungenem Kupferdach, die die Eingangssituation wesentlich bereichert hatte, wurde um das Jahr 2000 durch einen verputzten Massivbau ersetzt. Hier wurden die Agenden des Ortsbildschutzes und die Erhaltung schützenswerter Bausubstanz durch die Behörde seit Jahren vernachlässigt (Abb. 15 und 16).



Abb. 14: Villa Freudeck, Zustand Herbst 2016, © Julia Fuchs



Abb. 15: Evangelisches Pfarrhaus, Zustand Herbst 2016, © Julia Fuchs

Villa Wolfegg

Blumenstraße 1, erbaut 1905,
(siehe Achleitner S. 420, Dehio S. 91)
Bauherr: Gustav Klaubert, Fabrikdirektor

Durch die Verarmung der Besitzerfamilie nach dem Ersten Weltkrieg blieb die Villa Wolfegg über viele Jahrzehnte in nahezu unverändertem Originalzustand. In den 1960er-Jahren wurde sie von Helmut Pfanner (Architektengemeinschaft C4) im Ober- und Dachgeschoß den zeitgemäßen Wohnbedürfnissen angepasst. In den Jahren 1995/96 wurde das Erdgeschoss mit seinen exquisit ausgestatteten Jugendstil-Interieurs einer sanften Sanierung durch Wolfgang Purrucker unterzogen. In dieser Zeit erfolgte auch die Unterschutzstellung durch das BDA (Abb. 17, 18 und 19).

Villa Säntis

Blumenstraße 2, erbaut 1906, (siehe Dehio S. 91)
Bauherr: Gustav Wolfrum, Privatier



Abb. 16: Evangelisches Pfarrhaus, Plan: Georg Baumeister 1903, Quelle: Stadtarchiv Bregenz

Ähnlich wie im Fall der Familie Klaubert war auch die mit ihr verschwägerte Familie Wolfrum von einer weitgehenden Verarmung nach dem Ersten Weltkrieg betroffen. Trotzdem blieb die Villa Säntis bis 1987 in Familienbesitz. Dementsprechend blieb die Substanz nahezu unverändert im Original erhalten. 1987/88 wurde sie von Walter Holzmüller behutsam saniert, so blieben auch die ursprüngliche Befensterungen komplett erhalten (Abb. 20, 21 und 22).

DIE INDIVIDUALITÄT ALS VERBINDENDES MERKMAL

Im Vergleich zu ähnlichen, meist additiv konzipierten Bauten der Gründerzeit²⁵ lässt sich bei Georg Baumeister eine Entwicklung zu zunehmend dynamischen Kompositionen feststellen. Dabei sind durchwegs originäre Bauten von hoher Individualität und Unverwechselbarkeit entstanden. Das gilt in besonderem Maße für die sechs Bauwerke, die innerhalb des Baumeister-Viertels

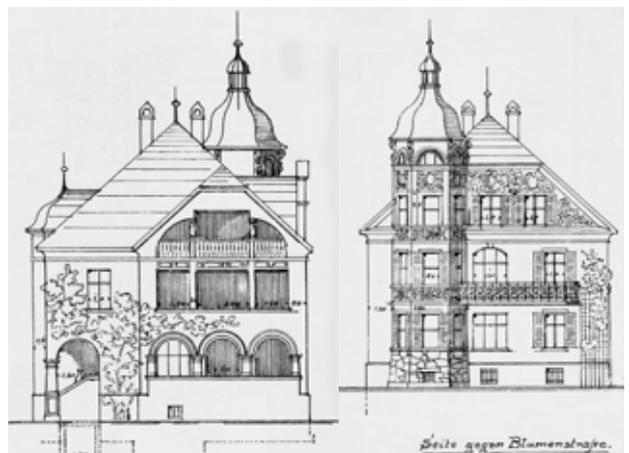


Abb. 17: Villa Wolfegg, heutiger Zustand, © Friedrich Böhringer
Abb. 18, 19: Villa Wolfegg, Plan: Georg Baumeister 1905, Quelle: Stadtarchiv Bregenz



Abb. 20: Villa Sántis, © Julia Fuchs



Abb. 21: Villa Sántis, Skizze: Georg Baumeister 1906

in Bregenz entstanden sind und durch ihre unmittelbare Nachbarschaft anregen, vergleichende Betrachtungen anzustellen.

Grundsätzlich ist die Villenarchitektur Georg Baumeisters durch die eklektische Formensprache des Historismus und den Einfluss der Münchner Schule an der Wende zum Jugendstil geprägt. Dazu kommen direkte regionale Übernahmen aus der ländlichen Baukultur Vorarlbergs – Klebdächer, Schindeln, die Art, wie die Läden



Abb. 22: Villa Sántis, Seeseite, Plan: Georg Baumeister 1906, Quelle: Stadtarchiv Bregenz

und Winterfenster in die Holzfassaden gesetzt sind, vorbildlich umgesetzt z. B. bei der Villa Freudeck.²⁶

Verbindende Merkmale in Variationen

Gemeinsames Merkmal der Baumeister-Villen sind kompakte, platisch durchgeformte Baukörper. Sie sind vierseitig orientiert mit differenziert durchgestalteten Fassaden, die auf den jeweiligen Außenraum unterschiedlich Bezug nehmen.

Maßgeblich sind aufgrund der Lage des Villenviertels die vielfältigen Bezüge zur Bodenseelandschaft: Die repräsentative Ausrichtung der Hauptfassade der Villa Fünfland, die Erker bei Villa Freudeck und Wolfegg, ein zur Aussicht vorspringender Gebäudeteil bei der Villa Sántis oder die Situierung der ehemaligen Glasveranda beim Evangelischen Pfarrhaus, die ein Einfangen der Lichtstimmungen auch noch in zweiter Reihe erlaubt. Ähnliches gilt für die Außenbereiche, wo an exponierten oder künstlich erhöhten Stellen kleine Aussichtsplätze eingerichtet wurden (Villa Fünfland, Villa Wolfegg, Villa Sántis).

Räumliche Bezüge untereinander werden unter anderem bei den beiden Häusern der Villa Fünfland hergestellt: Ein Erker im „Gärtnerhaus“, der nicht nur Seesicht bietet, sondern als Auslug den Raum zwischen den Häusern „überwacht“, Freitreppen über Rundbögen in verschiedenen Richtungen und Höhenlagen ...

Durchaus als städtebauliche Markierung sind die Turmmotive der beiden dominierenden Villen an der Hangkante zu verstehen (Villa Fünfland, Villa Wolfegg): signalhafte Wirkung in Richtung Stadtzentrum.

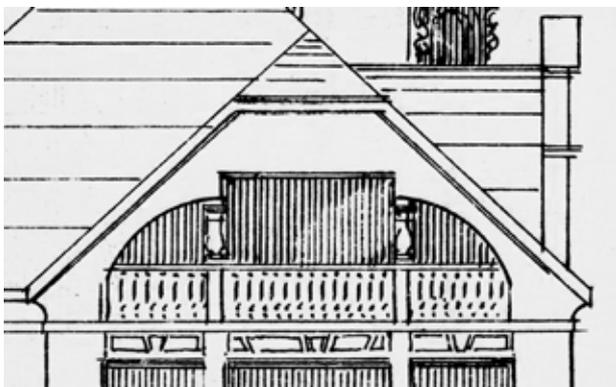
Von Bedeutung ist auch die Wahl der Firstrichtung: Villa Fünflland und Evangelisches Pfarrhaus sind zum jeweiligen Straßenraum traufständig orientiert, das gibt beiden eine repräsentativ herrschaftliche beziehungsweise „öffentliche“ Schauseite. Die Villen Freudeck, Wolfegg und Säntis sind dagegen mit ihren Giebelfronten zum Straßenraum gestellt. Dadurch wird der individualisierte Charakter der Häuser betont.

Durch bauliche und stilistische Elemente miteinander vernetzt

Durch die fallweise Wiederholung bzw. Variation verschiedener Motive sind die Baumeister-Villen unüberschaubar untereinander ästhetisch vernetzt: Durch große repräsentative Haupteingänge, meist mit Rundbogenarkaden; große hölzerne Loggien, die ein gesamtes Giebelfeld einnehmen; Klebdächer, „Bay-Windows“; Fassadengliedernde Fachwerk-Motive; fast durchgängige Ausbildung von Schopfwalmen, viele stilistische Gemeinsamkeiten in der Behandlung der Sparrenvorköpfe, Dachreiter, Fenstereinfassungen im Massiv- wie im Holzbau ... (Abb. 23–26)

Besonders einprägsam: die Variationen des Turmmotivs

Das Turmmotiv tritt uns in gleich drei unterschiedlichen Ausformungen entgegen, die als Weiterentwicklung von der strengen Form zur freien Komposition interpretiert werden können:



Bei der *Villa Fünflland* (1892) ist der Turm trotz durchgehender horizontaler Bänderung der Fassade ein eigenständiger, raumbildender Bauteil, der teilweise als Stiegenturm auch der internen Erschließung der Stockwerke dient. Dem Motto des Hauses entsprechend verfügt er über eine begehbare Laterne, die Rundumausblick gewährt. Durch die Ausbildung als zweistufiges Zeltdach wird der Turm zusätzlich überhöht.

Bei der *Villa Freudeck* (1894) handelt es sich eigentlich um einen Eck-Erker, der sich sanft aus der Fassade herauschwingt, sich erst im Dachgeschoss als eigenständiges Element herauschält und mit einem markanten Zwiebelaufsatz bekrönt wird. (Die Entwicklung dieses Turmmotivs aus den ursprünglich getrennten Elementen „Erker“ und „Dachlaterne“ lässt sich anhand der Abbildungen (Abb. 27 und 28) im folgenden Abschnitt nachvollziehen.)

Bei der *Villa Wolfegg* (1905) treffen wir bereits auf eine komplexe Komposition. Ein Erker des Musikzimmers entwickelt sich zu einem Turmelement in der giebelständigen Fassade, verklammert sich mit dem Balkon im ersten Stock, durchschneidet Klebdach und Ortgang, integriert sich im Giebelfeld durch dekorative Malerei ... („turmartig überhöhter Erker mit Glockendach“, Dehio S. 91)

Weitere verbindende Elemente

Man findet auf die Zugangsseite gerichtete Wandgemälde und Haussprüche, ornamentale Fassadenmalereien



Abb. 23–26: Rundbogenmotiv (Ostgiebel Villa Fünflland, Villa Wolfegg), Geschindelte Giebelfelder: nahezu idente Gliederung (Westgiebel Villa Fünflland, Evangelisches Pfarrhaus). Planausschnitte Georg Baumeister

(Schablonenmalerei). Gemeinsam ist allen Baumeister-Villen auch die romantisierende Namensgebung.

Ein anderer, sozialgeschichtlicher Zusammenhang besteht in der Bauherrschaft und den damit zusammenhängenden Ansprüchen, die befriedigt werden mussten. Die Bauherren stammten fast alle aus protestantischem Großbürgertum – im katholisch geprägten Vorarlberg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Bregenzer Industriellen waren vorwiegend aus Deutschland und der Schweiz zugezogen, im Fall Klaubert und Wolfrum aus Böhmen.²⁷

Entsprechend dem Selbstbewusstsein der großbürgerlichen Klientel liegt die größte Gemeinsamkeit der Villen in der Ausformulierung ihrer jeweiligen Individualität.

DIE VILLA FREUDECK [ZUM ABRUCH FREIGEgeben!]

Innerhalb des vielgestaltigen Ensembles nimmt die Villa Freudeck als mittleres Gebäude in der Reihe der Blumenstraßen-Villen eine zentrale Stellung ein. In ihr begegnen wir einem Werk Baumeisters, das die Gefühlshalte der Regionalromantik auf eine feine, zurückhaltende Art anzusprechen weiß (Abb. 27 und 28).

Typologische Besonderheiten

Gemeinsam mit den beiden Gebäuden der Villa Fünf-land gehört die Villa Freudeck zur ersten Bauetappe des Baumeister-Viertels. Sie weist mit dem „Gärtnerhaus“ der Villa Fünf-land auch typologische Gemeinsamkeiten auf.

Im Gegensatz zu den anderen Villen des Baumeister-Viertels haben diese zwei Gebäude keine vierseitig differenzierte Ausrichtung, sondern eine klar betonte Hauptfront und eine definitiv nüchterne Rückfront, an die sich untergeordnete Baukörper angliedern, das „Gärtnerhaus“ der Villa Fünf-land mit einem Schopfanbau, die Villa Freudeck – in der ursprünglichen Fassung – mit einem zweigeschoßigen Veranda-Anbau auf der Nordostseite des Hauses.

Eine weitere Parallele zwischen diesen beiden kleineren Häusern des Ensembles: Beide sind im Obergeschoß in differenzierter Bauweise errichtet, Holzbauweise für die Wohnbereiche, massives Ziegelmauerwerk für die Nebenbereiche (Stiege, Küche, Bad). In ihren Hauptansichten zeigen sie bereits im Obergeschoß ein „weiches“ Schindelkleid, darunter befindet sich das massiv gemauerte Erdgeschoß. Damit folgen sie einem weit verbreiteten Vorarlberger Gebäudetypus: Geschindeltes Holzhaus auf gemauertem Sockel.

Auffallend ist auch die Reduktion bei der Gliederung der Baukörper. Bei der kleinen Form hat sich Baumeister auf wenige Elemente beschränkt. Beim „Gärtnerhaus“ der

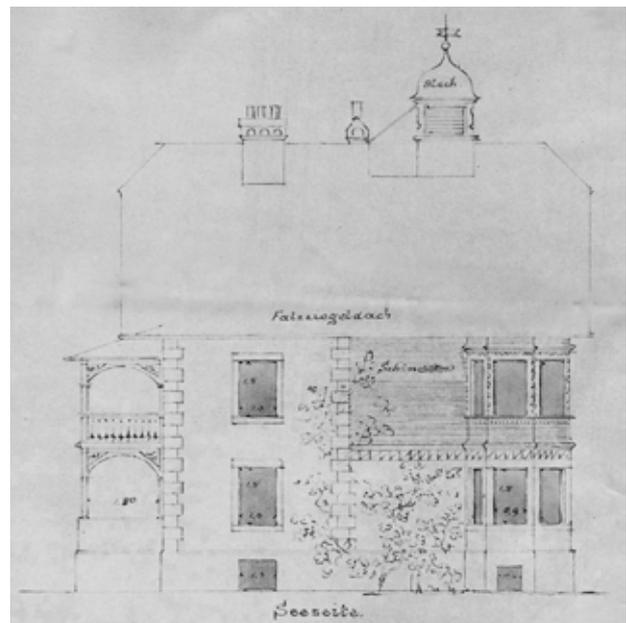
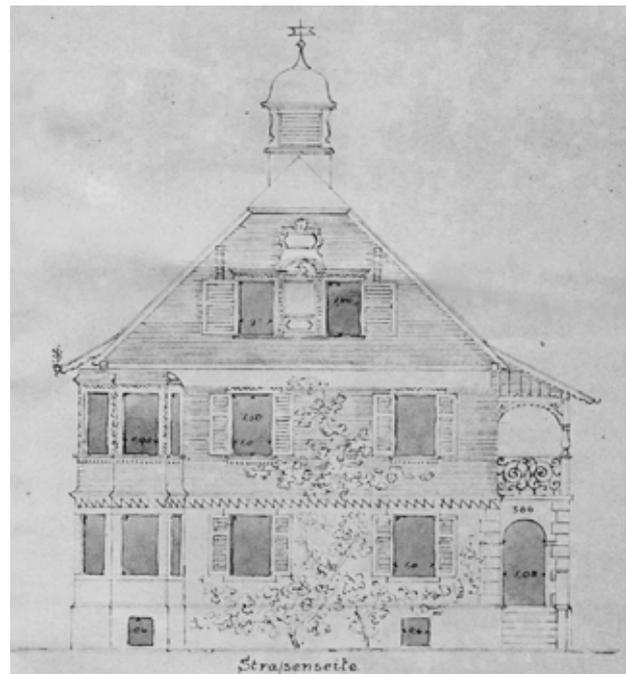


Abb. 27 und 28: Villa Freudeck: Anhand des Originalplans von Georg Baumeister von 1894 lässt sich die Entwicklung von zwei getrennten Gestaltungselementen (Eck-Erker / Aussichtslaterne auf dem Dachfirst) zu der integrierenden Gesamtform des Eckturms im heutigen Erscheinungsbild nachvollziehen. Quelle: Stadtarchiv Bregenz

Villa Fünf-land wird die Eingangssituation (Freitreppe, Betonung des Hauseingangs im ersten Stock mit einem Bay-Window) thematisiert, bei der Villa Freudeck liegt der Fokus auf der feingliedrigen Giebelfront mit Erker, gekrönt von einem Zwiebdach.

Heutiger Zustand

Straßenseitig sind im Erdgeschoß Änderungen der Fenster und Läden festzustellen, vermutlich aus den frühen 1960er-Jahren. Innerhalb der darüberliegenden, zweieinhalb-geschoßigen Holzfassade, sind durchwegs alle



Abb. 29: Villa Freudeck, heutiger Zustand, © Julia Fuchs

Original-Ausbauteile vorhanden: Kastenfenster (im Bereich des Turmerkers fassadenbündig), ausstellbare Fensterläden (in diesem Umfang nur noch bei Villa Säntis erhalten), hölzerne Zierelemente und Gesimse, die „laubgesägten“ Ortgangverkleidungen, der blechverkleidete Zwiebelturm. Darüber hinaus liegen hinter der jüngsten Färbelung im gestalterisch hervorgehobenen Mittelfeld der Giebelzone ein Wandgemälde von Georg Baumeister selbst oder einem seiner damals viel beschäftigten Maler (etwa Josef Huber-Feldkirch) sowie ein Hausspruch²⁸ verborgen (Abb. 29).

Im Vergleich zu den meisten anderen Villen ist bei der Villa Freudeck außergewöhnlich viel Originalsubstanz erhalten, offensichtlich über viele Jahrzehnte pfleglich behandelt. Erst in den letzten Jahren blättert der Anstrich der Fenster ab, etliche Schindeln des Holzschirms wurden nicht mehr ersetzt. Bis auf diese Mängel ist der Erhaltungszustand, vor allem auch des Daches, als gut zu bezeichnen. Zeittypisch für derartige Gebäude sind die leichten Decken- und Fussbodenkonstruktionen.

Umbauten

Wie historische Pläne und Fotos belegen, befand sich an der Rückseite schon im ursprünglichen Bauzustand ein zweigeschoßiger Anbau. Der wurde 1940 durch einen eingeschößigen Zubau mit Dachterrasse von Otto

Mallaun²⁹ ersetzt. Dieser wurde Anfang der 1990er-Jahre von Walter Holzmüller³⁰ den heutigen Bedürfnissen angepasst und eine Beziehung zum umgebenden Garten hergestellt. Durch die Überformung des verputzten Anbaus von Mallaun mit einem horizontal strukturierten, hellgrau gemaltem Holzschirm wurde die klare Differenzierung zwischen Haupt- und Nebenbaukörper wiederhergestellt, analog zum ursprünglichen Zustand des Hauses.

In der Folge wurden vom jetzigen Besitzer auch zwei raumgreifende Dachgauben im Bereich der Nebenfronten des Hauses errichtet. Sie stellen starke Eingriffe in die Dachlandschaft dar, wurden aber von der Baubehörde in dieser Form bewilligt. Trotzdem ist das straßenseitige Erscheinungsbild der Baumeister-Villa durch die Umbauten an den Nebenfronten kaum beeinträchtigt. Darüber hinaus wären sie ohne großen Aufwand rückbaubar und dem Originalzustand anzugleichen.

Dessen ungeachtet wurden diese Umbauten seitens des BDA zunächst als Hauptargument dafür angeführt, dass eine Unterschutzstellung der Villa Freudeck nach den strengen Kriterien des Denkmalschutzes nicht möglich sei.

Lage am Grundstück

Eine Besonderheit stellt die sparsame Ausnutzung des Grundstücks dar, auf dem die Villa Freudeck nur *eine* Hälfte einnimmt. Hier findet die relative Bescheidenheit des Gebäudes in der Situierung desselben eine Entsprechung. Sie lässt Raum für spätere Entwicklungen, z. B. einen eigenständigen zweiten Baukörper, der sich in die vorhandene Bebauungsstruktur einzufügen versteht.

RESÜMEE

Informationsdefizit

Georg Baumeister hat Bregenz ein Werk in einer Dichte hinterlassen, die ihn zusammen mit Romedius Wacker, Otto Mallaun und in der Folge auch Willibald Braun als stadtbildprägend für diese Epoche ausweist. Zu seinem Werk zählen die damals wichtigsten Bauaufgaben der Stadt wie das Vorarlberger Landesmuseum und die Umgestaltung des Rathauses. Auch der heute vitalste urbane Platz der Stadt, der Bregenzer Kornmarkt, geht in seiner heutigen Konfiguration auf eine Initiative Baumeisters zurück.³¹ Dazu kommen Projekte, die weit über ihre Zeit hinausweisen, wie das nie realisierte Kurhaus am See aus dem Jahr 1893 – ein Vorgriff auf das Bregenzer Festspielhaus, das im Jahr 1980 eröffnet wurde.

Die Bewahrung baukulturellen Erbes und der bewusste Umgang damit sollte im Selbstverständnis jeder Gemeinde liegen. Das setzt architekturhistorisches Bewusstsein voraus, das die für den Abrissbescheid Verantwortlichen nicht gezeigt haben. Das angekündigte



Abb. 30 und 30a: Versuch eines Größenvergleichs: die Attikahöhe des Projekts von Hermann Kaufmann beträgt ca. 13 Meter. Trauf- bzw. Firsthöhe der historischen Villa Freudeck betragen 7,5 bzw. 12,5 Meter. In der städtebaulichen Körnung wird der Neubau eine ca. doppelt so große Grundfläche wie die benachbarten Baumeister-Villen einnehmen, im Vergleich zu deren differenziert plastischer Gestaltung weist er „ein überdimensionales Volumen“ auf und beeinträchtigt dadurch „die Wirkung der Villen und den Charakter des Ensembles.“ (zit. GA Friedmund Hueber). Bild links.: Quelle: Homepage Hinteregger Bau, Bregenz - Bild rechts: © Julia Fuchs

Ortsbildinventar ist eine wünschenswerte, wenn auch (zu) späte Maßnahme.

Dazu **Roland Gnaiger**, Kunstuniversität Linz: „Wenn die gewissenhafte Recherche von Robert Dünser zur Arbeit von Georg Baumeister und seinen Werken am Bregenzer Ölrain früher bekannt und öffentlich geworden wäre, hätten mit Sicherheit die Einschätzungen, Beurteilungen und Entscheidungen von Denkmalamt, Gestaltungsbeirat, beteiligten Architekten und Baubehörde anders gelaundet. Auch mir als (fast) Nachbar war davor nicht bekannt, dass gleich sechs benachbarte Häuser aus der Hand eines, derart bedeutenden Architekten stammen. Alleine das stellt eine kulturhistorische Besonderheit seltenster Art dar, die den Erhalt dieses Ensembles rechtfertigen sollte.“³²

Versäumte Chance

Die Erstellung eines vorausschauenden Ensemblekonzeptes wurde verabsäumt. Das hätte nicht nur den Intentionen des REK entsprochen, es hätte auch die Möglichkeit geboten, die vorhandenen Qualitäten des Ensembles bewusst zu stärken und gleichzeitig das Potential für die künftige Weiterentwicklung des Viertels gesamthaft zu analysieren. Eine derartige Vorgangsweise wäre auch richtungweisend für die vielen ähnlich gelagerten Fälle der Zukunft.

Dazu **Lilli Lička**, Universität für Bodenkultur, Wien: „Allfällige – möglichst sensible – Eingriffe ins Baumeisterviertel sollten auf der Basis einer gründlichen, von Architektur/Städtebau, Landschaftsarchitektur und Kunstgeschichte gemeinsam erarbeiteten Studie für das gesamte Gebiet entschieden werden. Ähnlich einem denkmalpflegerischen Konzept werden darin die Historie erforscht, der heutige Zustand dargestellt und räumliche Potenziale aufgezeigt. Daraus können verträgliche

Entwicklungsvarianten abgeleitet werden. Nur so wird eine unwiederbringliche Zerstörung der vorhandenen, historisch gewachsenen Qualitäten verhindert.“³³

Mangelhafte Gutachten als Basis von Behördenentscheidungen

Die vorliegenden Amtsgutachten scheinen primär eine nachträgliche Rechtfertigung für bereits getroffene Entscheidungen darzustellen. So kritisiert der Landesvolksanwalt von Vorarlberg, dass die beiden vorliegenden Ortsbildgutachten³⁴ der Amtssachverständigen nicht den Erfordernissen der Rechtssprechung entsprechen. Er weist auf die bestehenden Widersprüche, mangelnde Schlüssigkeit und Nachvollziehbarkeit hin.³⁵

Äußerst kritisch mit den Inhalten der Amtsgutachten setzt sich auch die externe Expertise von **Friedmund Hueber** auseinander. In seinem Gutachten vom 12. 5. 2017 untersucht er ausführlich die Verträglichkeit des Abbruchs und des dort geplanten Neubaus für das Orts- und Landschaftsbild:

„Die Villa Freudeck ist ein wesentlicher Bestandteil des bau-, baukunst-, lokal- und städtebaugeschichtlich sowie stadtgestalterisch für Bregenz bedeutenden Ensembles“. Ihr Abbruch stellt „nicht nur eine erhebliche Beeinträchtigung, sondern auch eine teilweise Zerstörung des Ensembles (Landschaftsteiles) dar“.

„Das geplante Neubauprojekt entspricht in seiner Grundhaltung und seinen Gestaltungsprinzipien sowie in Form, Dimension, Farbe und Baustoff nicht den Anforderungen der gebauten Umgebung des Ensembles. Es wird ihr aber auch nicht auf andere Art gerecht (...) und beeinträchtigt, hauptsächlich durch Sprengung des Maßstabes, die schützenswerte Wirkung des Baubestandes.“ (Abb. 30 und 30a)

Ortsbildschutz oder Amtsmissbrauch

Der Bregenzer Bürgermeister lehnte es ab, den Abbruch nach § 17 Abs. 3 Baugesetz zu verhindern. Er wolle keinen „Amtsmissbrauch“ begehen – ein deutlicher Hinweis auf ein bestehendes gesetzliches Defizit. Die Auskunft³⁶ der Landesregierung, dass diese Bestimmung des Baugesetzes geltendes Recht und daher von allen Baubehörden anzuwenden sei, ändert daran nichts.

Während in Vorarlberg der Schutz historischer Ortsbilder auf Basis einer auslegungsbedürftigen kurzen Bestimmung im Baugesetz weitestgehend dem Ermessen der Baubehörden und dem Bundesdenkmalamt überlassen ist, wird dem Schutz des Ortsbildes und insbesondere historischer Ortsteile in anderen Bundesländern ein wesentlich höherer Stellenwert eingeräumt.³⁷

Deshalb haben wir an den Vorarlberger Landtag eine Gesetzesanregung zur Verbesserung des Ortsbildschutzes gerichtet. Zu fordern sind:

- die Definition und Beschreibung von „historischen und prägenden Gebäuden und Ensembles“ sowie Schutzmaßnahmen, die in der Praxis durchführbar sind.
- eine Inventarisierung historisch wertvoller und prägender Ortsteile, Ensembles und Gebäude, die einem besonderen Schutz vor Zerstörung und Veränderung unterliegen.
- die Einrichtung eines Ortsbildbeirates (als Kompetenzzentrum) auf Landesebene, bestehend aus mehreren Fachleuten, auch für historische Baukultur, nach dem Vorbild des Tiroler Beirats.

Darüber hinaus müsste den Räumlichen Entwicklungskonzepten (REK) auch in Vorarlberg ein für die jeweiligen Gemeinden bindender Charakter zukommen.

Das Bundesdenkmalamt

Das Bundesdenkmalamt war über das Werk Baumeisters ebenso uninformiert wie die kommunalen Behörden. Im konkreten Fall zeigte sich einmal mehr, dass das BDA aus zentralistischer Perspektive prüft und auf regionale Gegebenheiten nicht Rücksicht nimmt. Es fehlen gesetzliche Grundlagen und offensichtlich auch das Verständnis für zeitgemäße Formen des Ensembleschutzes und für die Schutzwürdigkeit von Garten- und Parkanlagen.

Die Anerkennung als Ensemble wurde dem Villenviertel bis heute verwehrt. Die fachlich kaum nachvollziehbare Begründung von **Barbara Neubauer**: „Der anschauliche Zusammenhang der Baulichkeiten ist in der Wahrnehmung kaum gegeben, nicht zuletzt durch die ausgeprägten Villengärten. (...) Park- und Gartenanlagen unterliegen bekanntlich – bis auf wenige Ausnahmen – nicht dem Denkmalschutz. Somit erscheinen die Voraussetzungen für eine Ensembleunterschätzung nicht gegeben.“³⁸ (Vgl. dazu den aktuellen Kommentar von Lilli Lička „Gartendenkmal – zurück zum Start!“)

Als Reaktion auf die massiven Defizite des Bundesdenkmalamts beim Umgang mit bedeutenden Baudenkmalern wurde das Georg-Baumeister-Viertel von der Aktionsgruppe „BAUTEN IN NOT“ zum „Tag des schutzlosen Denkmals“ als Vorarlberger Beispiel für akut gefährdete, wertvolle Bauten aus dem 20. Jahrhundert ausgewählt.

Was bleibt von Villa und Garten?

Laut Bauverhandlung zum Neubauprojekt vom 22. September 2017 bleiben vom gesamten Baum- und Gehölzbestand ein markanter Baum und ein Ahornsämling bestehen, eine Magnolie soll versetzt werden. Der stattliche Rest der Bäume und Gehölze, zum Teil großwüchsige Koniferen, die dem Charakter des Viertels entsprechen



Abb. 31: 15. Fensterchen des Villa Freudeck | Nicht Abreiß Adventskalender von Barbara und Christian Tuerr

und Teil der Gartenvorstellungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind, fällt einem großzügig bemessenen Untergeschoß mit 17 Stellplätzen für sieben Wohnungen zum Opfer.³⁹ Dass damit dem Ziel „möglichst geringer Fußabdruck und damit maximaler Erhalt des Grünraums“⁴⁰ entsprochen wird, ist nicht nachvollziehbar. Als Erinnerung an die Villa bleibt der straßenseitige Eisenzaun erhalten.

Zum Schluss muss umfassendes baukulturelles Multi-Organversagen diagnostiziert werden, aber auch großes Interesse der Bevölkerung am historischen Erbe in ihrer Stadt. Die Villa Freudeck steht kurz vor dem Abbruch, die überfällige Diskussion zu Ortsbildschutz und Denkmalpflege wird Bregenz und Vorarlberg aber erhalten bleiben (Abb. 31).

Bregenz, November 2017

Nachtrag Juli 2018

Anfang Juli wurde mit der Räumung des Grundstücks Blumenstraße 3 begonnen, der Abbruch der Villa Freudeck ist gerade in vollem Gange (Abb. 32). Damit ist der bauliche, ästhetische und atmosphärische Zusammenhalt des Villenviertels von Georg Baumeister unwiederbringlich zerstört. So ist auch die voranstehende Dokumentation mittlerweile selbst historisch – von der Realität eingeholt.

Eine Geschichte verkannter Qualitäten und verpasster Chancen ist zu ihrem traurigen Ende gekommen.

Ahnungs- und Konzeptlosigkeit sowie offenkundig ungenügende gesetzliche Bestimmungen können nicht länger der Maßstab des Ortsbildschutzes in Vorarlberg sein. Die Qualitäten bestehender Quartiere sind zu erheben, zu inventarisieren und von geeigneten Fachgremien festzulegen. Transparenz bei den darauf aufbauenden städtebaulichen Vorgaben muss selbstverständlicher Standard sein, um jeden Anschein der Beliebigkeit bzw. Einflussnahme zu vermeiden.

Alles Andere wäre die Fortschreibung des kulturpolitischen Defizits, das beim Abriss der kleinen Villa von Georg Baumeister offensichtlich geworden ist.

1 Zitiert nach REK 2001, S. 37.

2 ebd. S. 47f.

3 ebd. S. 14.

4 Blättle. Unabhängige Wochenzeitung für die Region Bregenz mit den amtlichen Mitteilungen der Landeshauptstadt. Jg. 34, 15. September 2016, S. 10.

5 Zitiert aus der Stellungnahme des Amtssachverständigen Ulrich Grasmugg VlbG.LR., Zahl: VIIa-50.030.13-10//1534, vom 24. 10. 2016.

6 Auszug aus dem Protokoll der 57. Sitzung des Gestaltungsbeirats vom 16. 9. 2016, zitiert nach dem rathausinternen Gutachten von Antonia Hopfner, Amtssachverständige für Ortsbildschutz, vom 28. 10. 2016. Mitglieder des Gestaltungsbeirats: Rainer Köberl,



Abb. 32: Abbruch der Villa Freudeck im Juli 2018, Foto: © Doris Schnell

- Erich Steinmayr, Werner Binotto, Mario Ramoni, Regula Harder.
Die zitierte Feststellung entspricht nicht den Kriterien des gesetzlichen Ortsbildschutzes und kann wohl nur als nachträgliche Rechtfertigung für grundlegende Versäumnisse im Bereich Stadtplanung und Ortsbildpflege verstanden werden.
- 7 ebenda.
 - 8 Bernd Euler-Rolle, Mail an Dieter Klein vom 16. 1. 2017, 13:58.
 - 9 Achleitner, S. 397, 415 (Kommentar zu Arlbergstraße 114).
 - 10 Achleitner gibt als Herkunftsort Rottweil / Baden-Württemberg an, siehe Achleitner, S. 410.
 - 11 Melichar, S. 10.
 - 12 Klein, S. 81ff.
 - 13 Der Architekt Hans Jehly (geboren 1858) war „fast für ein Viertel Jahrhundert für den berühmten Münchner Möbelfabrikanten Pössenbacher tätig. Er schuf unter anderem große Teile der Einrichtung für die bayerischen Königsschlösser Ludwigs II., für die Münchner Residenz und für den Justizpalast. Ab 1902 ging er nach Vorarlberg zurück ...“ (Klein, S. 82. Vgl. auch Schick, Afra: Möbel für den Märchenkönig. Ludwig II. und die Münchner Hofschreinerei Anton Pössenbacher, Stuttgart 2003).
 - 14 Achleitner, S. 404.
 - 15 Klein, S. 83. siehe auch Buchbesprechung von S. Schlatter: Vom Vorarlberger Haus. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 19, 1915, S. 193.
 - 16 Melichar, S. 11.
 - 17 Dehio, S. 67.
 - 18 vgl. Emmerich Gmeiner: Ein K(ult)urhaus.
 - 19 Achleitner, S. 438.
 - 20 dementsprechend sind beide Gebäude im Räumlichen Entwicklungskonzept in der Liste der städtebaulichen Dominanten und Merkzeichen aufgeführt; vgl. REK 2001, S. 14.
 - 21 vgl. Historische Aufnahme von ca. 1905.
 - 22 vgl. Eva Berger: Historische Gärten Österreichs. Garten- und Parkanlagen von der Renaissance bis um 1930. Band 2, S. 308. In diesem Standardwerk der Gartenbaukunst ist der Villengarten der Villa Fünfönd neben sechs weiteren Bregenzer Park- und Gartenanlagen (Villa Raczynski / Marienberg, Kloster Mehrerau, Kloster Riedenburg, Palais Thurn und Taxis, Villengarten Gallusstraße 16, Bregenzer Seeanlagen) inventarisiert.
 - 23 Achleitner S. 420, Dehio S. 91.
 - 24 Robert Fabach: Ortsbilderstürmer. Villenabbruch in Bregenz 2016.
 - 25 vgl. benachbarte Villa Wacker, Römerstraße 24, Romedius Wacker, ca. 1900, denkmalgeschützt).
 - 26 Baumeister und vor allem sein Sohn haben sich intensiv mit der lokalen Bautradition auseinandergesetzt. Vgl. Baumeister 1913, S. 19.
 - 27 Informationen über die ehemaligen Bewohner der Villen vom ev. Pfr. i.R. Wolfgang Olschbaur – Jänner 2017.
 - 28 „Beharrlichkeit führt zum Ziel!“ zitiert nach: Trauerworte im Hause. Gesprochen von Pfarrer Helmut Pommer. In: Karl Höll zum Gedächtnis 1859–1931. Reden und Ansprachen bei der Trauerfeier am 23. September 1931 (gedruckte Traueransprache zum Tod des Erbauers der Villa Freudeck).
 - 29 Otto Mallaun war neben Georg Baumeister und Hanns Kornberger einer der bedeutendsten Architekten in Bregenz um 1900.
 - 30 Walter Holzmüller ist seit vielen Jahren auf die Instandsetzung und Ergänzung historischer Bausubstanz spezialisiert, oft in Abstimmung mit dem BDA. Er hat auch die sanfte Sanierung der Villa Säntis im Baumeisterviertel durchgeführt und die Gartenanlage durch die Anlage eines Doppel-Teiches mit Eisenbrücke im Chinois-Stil ergänzt, siehe auch <http://www.holzmueller.co> / „Bilder- und Geschichtenbuch“ / OP9: Renovierung und Umbau einer alten Villa. 1988.
 - 31 Vgl. Nachbaur 2008, S. 31ff, bzw. Baumeister 1906 (1907).
 - 32 Roland Gnaiger: Wortspende für Freudeck, 24.2.2017.
 - 33 Lilli Lička: Anmerkungen zum Baumeisterviertel in Bregenz / Ölrain, 28.10.2016.
 - 34 Antonia Hopfner, Amtssachverständige für Ortsbildschutz: Rathausinternes Gutachten vom 28.10.2016; bzw. Stellungnahme des Amtssachverständigen Ulrich Grasmugg VlbG.LR., Zahl: VIIa-50.030.13-10//1534, vom 24.10.2016.
 - 35 „Im vorliegenden Fall hat der Bürgermeister der Stadt Bregenz als Baubehörde die beiden Gutachten, insbesondere jenes des Amtssachverständigen Herrn DI Grasmugg, trotz offener Widersprüchlichkeiten und nicht begründeten bzw. nachvollziehbaren Schilderungen dem Bescheid zugrunde gelegt (...)“ Prüfbericht des Landesvolkswaltes vom 15.9.2017, LVAV-12/aMP-19/2017-16
 - 36 Amt der Vorarlberger Landesregierung: Schreiben vom 27.10.2016; Zahl: VIIa-20.010-2//1720.
 - 37 Tiroler Stadt- und Ortsbildschutzgesetz (2003); Salzburger Ortschaftsbildgesetz (1999).
 - 38 Barbara Neubauer: Schreiben vom 24.7.2017. GZ: BDA-58682. obj/0004-PRÄS/2017.
 - 39 Diesbezüglich bemerkenswert – im Sinn von Nachvollziehbarkeit und Sorgfalt bei der Prüfung der Fakten – die Stellungnahme des Amtssachverständigen der Landesregierung: „Die überdurchschnittliche und für die Charakteristik des Quartiers mit ausschlaggebende Grünausstattung (...) bleibt im Wesentlichen erhalten. (...) Das Außenraumkonzept berücksichtigt den vorhandenen Baumbestand weitgehend, eine Magnolie wird verpflanzt und ein Baum im Einfahrtsbereich muss aus Sicherheitsgründen gefällt werden.“ Ulrich Grasmugg: Stellungnahme vom 13.7.2017. Zahl: VIIa-50.030.13-10//163.
 - 40 Siehe Fußnote 6 bzw. 7: Stellungnahme des Gestaltungsbeirats für Bregenz.

Der Vorarlberger Architekt Georg Baumeister: Werkverzeichnis

Robert Dünser

Dieses Verzeichnis enthält die Werke, die Georg Baumeister in der Fachliteratur (Achleitner, Dehio) sowie den entsprechenden Listen der denkmalgeschützten Objekte zugeordnet wurden. Ergänzt wird diese Aufstellung durch Bauwerke, die dem Schaffen Georg Baumeisters

bislang nicht zugeordnet waren, die aber durch historische Aufnahmen, Originalpläne, Recherche im Stadtarchiv Bregenz eindeutig belegt sind. Sie werden mit * gekennzeichnet. Eine umfassende Aufarbeitung des Werks Georg Baumeisters steht noch aus.



W01

1885

Villa Jehly

Bludenz, Alte Landstraße 17

Denkmalschutz

„Frühes Beispiel der Münchner romantischen Schule, die in Vorarlberg großen Einfluß ausgeübt hat.“ (Friedrich Achleitner)

Sein erstes Haus in Vorarlberg baute Georg Baumeister für den Landschaftsmaler Jakob Jehly. Seine Frau Vanda, geb. Pöllnitz, Witwe von John Sholto Douglas, war die Mutter des Schriftstellers Norman Douglas. Die gemeinsame Tochter von Vanda und Jakob Jehly war die Heimatdichterin Grete Gulbranson. Achleitner S. 406, Dehio S. 38

Zu Jakob Jehly siehe auch Klein S. 82

Foto: © Peter Lauppert



W02

1892/95

Villa Fünfland

Bregenz, Wolfeggstraße 15

Wohnhaus Georg Baumeisters; von der Vorarlberger Landesregierung als „besonders erhaltenswert“ eingestuft, vom BDA angefragt, als städtebauliche Dominante / Merkzeichen im REK 2001 angeführt.

„Auf dem Terrassenrand prominent gelegen. Spät-historistisch, variierende Baugestalt mit Kreuzgiebel, Krüppelwalmdächern, rundem Eckturm mit Zeltdach, Außentreppe auf Bogenkonstruktion, talseitig Rundbogenfenster mit toskanischen Säulen, Schindelung in der Giebelzone. Außen Relief Schutzmantelmadonna, 1632. Teile originaler Innenausstattung. Park.“ (Dehio) Die Villa Fünfland ist das erste Werk Baumeisters in Bregenz, das Pilotprojekt für das in den Folgejahren entstandene Villenviertel am Ölrain.

Dehio S. 115, Klein S. 82

Foto: © Friedrich Böhringer



W03

1892/95

Villa Fünfland, Nebengebäude „Gärtnerhaus“

Bregenz, Wolfeggstraße 13

Beschreibung der zugehörigen historischen Gartenanlage: „Vom Eckturm und der Terrasse der Villa ist das landschaftsgärtnerisch gestaltete Areal überschaubar: einiger älterer Gehölzbestand (Blutbuche, Magnolie, Riesenlebensbaum, Lawson's Scheinzypresse u. a.) wurde mit Neupflanzungen ergänzt; eine späthistoristische steinerne Vase und ein tiefes, umgittertes, grottenartig gestaltetes Wasserbecken zieren den Garten. Reste der einstigen Gärtnerei sind beim villenartigen Gärtnerhaus (Nr. 13) erhalten.“ (Eva Berger: Historische Gärten Österreichs, Band 2, S. 308), Dehio S. 115, Klein S. 82

Villa Fünfland, Nebengebäude, Foto: © Julia Fuchs



W04

1893

Projekt für ein Kurhaus der Landeshauptstadt Bregenz*

Dieses nie realisierte Projekt in einer Parkanlage am Bodensee beschreibt Emmerich Gmeiner als „Unterhaltungs-Etablissement“ großen Ausmaßes: „Im Erdgeschoß war ein Saal (mit ovaler Bühne) für 600 Sitzplätze mit einer Galerie mit 100 Sitzplätzen und eine offene Halle mit Winterfenstern für 120 Personen geplant. Ein Aussichtsturm von etwa 21 Metern Höhe sollte zu einem Rundblick über Stadt und Bodenseelandschaft einladen.“

Quelle: Stadtarchiv Bregenz



W05

1894/96

Villa Freudeck* [zum Abbruch freigegeben!]

Bregenz, Blumenstraße 3

Erbaut für Karl Höll, Fabrikant in Lauterach. Integraler Bestandteil des Georg-Baumeister-Viertels am Ölrain. Diese Villa mit geschindeltem Obergeschoß und Klebdächern über den zu schützenden Holzfenstern und austellbaren Fensterläden ist die „Vorarlbergerischste“ unter den Baumeister-Villen am Ölrain. Trotz ihrer zentralen Bedeutung für den Zusammenhalt des Georg-Baumeister-Viertels und weitgehend im Original erhaltener Fassaden hat das Denkmalamt keinen Einspruch gegen den bevorstehenden Abbruch erhoben!

„Villa im Heimatstil, Krüppelwalmdach zur Straße, Erker mit Zwiebdach.“ (Dehio)

Dehio S. 91

Foto: © Julia Fuchs



W06
1897

Lourdeskapelle

Schwarzach (Vlbg.), Kapellenstraße 16

Denkmalschutz

Gestiftet vom Ortsvorsteher und Fabrikant Gebhard Schwärzler.

Neugotischer Rechteckbau, 3/8 Chor, Strebepfeiler, steiles Satteldach, Glockentürmchen, Spitzbogenportal mit Gemälde „Engel“ von Franz Lins (1929). 1964 wurde die Lourdesgrotte entfernt und die Fenster mit Glasgemälden von Hubert Berchtold ausgestattet.

Dehio S. 374

Foto: © Robert Dünser



W07
1898

Rathaus Bregenz, Fassade mit Turmaufsatz

Bregenz, Rathausstraße 6

Denkmalschutz

Langgestreckter Baukörper anstoßend an die Seekapelle, 1686 von Johann Georg Kuen als Lagerhaus erbaut, ab 1720 Stadtkanzlei und seit 1810/11 Rathaus. Durch die Fassadengestaltung Georg Baumeisters erhielt der schlichte barocke Zweckbau ein repräsentatives Erscheinungsbild, u. a. mit Mosaikmedaillons von Josef Boss. Stark reduzierte Fassung durch Renovierung 1955/56.

Klein S. 81 ff, Dehio S. 10

Histor. Aufnahme ca. 1939, Quelle: Stadtarchiv Bregenz



W08
1898/99

Post- und Telegraphenamt

Feldkirch, Domplatz 3

Denkmalschutz

„In diesem öffentlichen Bau wirkt die Architektur Georg Baumeisters noch ausgesprochen konventionell. Es scheint, daß der Münchner romantischen Schule die Befreiung vom strengeren Historismus zuerst in Privatbauten gelang...“ (Friedrich Achleitner); „Im heutigen Zustand ist nur die Fassade erhalten geblieben.“ (Dieter Klein)

Achleitner S. 438, Dehio S. 197

Foto: © Friedrich Böhringer



W09
1901
Villa in der Amtstorstraße
Bregenz, Amtstorstraße 2

Denkmalschutz

Erbaut für Josef Streng, Bäckermeister in der Anton Schneider Straße 8, Bregenz
 „Diese späthistoristische Villa bildet einen prächtigen Blickfang an der Auffahrt zur Bregenzer Oberstadt. Die geschichtliche, künstlerische und kulturelle Bedeutung ist zu sehen in ihrem gesamthaften Erhaltungszustand und der qualitätvollen Gestaltung des bekannten Architekten Georg Baumeister. Zudem repräsentiert sie eindrucksvoll die bürgerliche Lebensweise der damaligen Zeit.“ (Bescheid des BDA, 29.9.2010)
 Dehio S. 87

Foto: © Robert Dünser



W10
1902
Wohn- und Geschäftshaus in der Maurachgasse
Bregenz, Maurachgasse 16

Denkmalschutz

Dieses dominante Stadthaus in einer der ältesten Straßen von Bregenz wurde für den Rechtsanwalt, späteren Reichstagsabgeordneten und längjährigen Bregenzer Bürgermeister (1906–1929) Ferdinand Kinz erbaut.
 Dehio S. 105

Foto: © Friedrich Böhringer



W11
1903 / 1904
Vorarlberger Landesmuseum
Bregenz, Kornmarkt 1

nicht erhalten

Komplette Umgestaltung des historistischen Museumsbaus 1956–60 durch Otto Gruber, Totalabbruch 2010. Die Wiedereröffnung als „vorarlberg museum“ im neuen, von Andreas Cukrowicz und Anton Nachbaur geplanten und um die alte Bezirkshauptmannschaft erweiterten Gebäude erfolgte 2013.

„Von seinen vielen Werken sei das Vorarlberger Landesmuseum am Bregenzer Kornmarkt (1902–03), einer der ersten Eisenbetonbauten Vorarlbergs hervorgehoben...“ (Dieter Klein)

Baumeister (1906), Dehio S. 102, Klein S. 82

Historische Aufnahme 1906, Stadtarchiv Bregenz



W12
1903
Evangelisches Pfarrhaus*
Bregenz, Blumenstraße 3

Das Pfarrhaus für die Evangelische Gemeinde A. und H.B. Bregenz fügt sich als villenartiges strukturiertes Gebäude gut in die Zeile der großbürgerlichen Villen des Georg-Baumeister-Viertels ein. Durch eine zurückhaltendere Gliederung des Baukörpers wurde gleichzeitig die öffentliche Funktion des Gebäudes unterstrichen. Die Nutzungsgeschichte bedingte eine wesentliche Reduktion der ursprünglichen Bausubstanz.

Dehio S. 91

Foto: © Julia Fuchs



W13
1903
Haus Roder*
Bregenz, St. Anna-Straße 13

Wie das Stadthaus in der Maurachgasse 16 ist auch das Haus Roder überwiegend in Klinkermauerwerk errichtet, allerdings als freistehendes villenartiges Gebäude, gegenüber der St. Annastraße erhöht in einem Garten gelegen. Seit seiner Entstehung hat sich das Umfeld stark geändert: von einer Lage am Zentrumsrand zu einer Zentrumslage in unmittelbarer Nähe des Bregenzer Bahnhofs und der urbanen Verdichtungszone „Seestadt“ und „Seequartier“, die aktuell Gegenstand einer breit angelegten, kritisch urbanistischen Diskussion sind. Angesichts der hohen handwerklichen Qualität dieser Villa und der zunehmend „gesichtslosen“ Umgebung wäre eine Erhaltung als identitätstiftendes Merkmal wünschenswert – gerade im Zusammenspiel mit dem alten Baumbestand im Straßenraum vor der Villa.

Dehio S. 11

Foto: © Robert Dünser



W14
1905
Villa Wolfegg
Bregenz, Blumenstraße 1

Denkmalschutz, als städtebauliche Dominante / Merkzeichen im REK 2001 angeführt

Die Villa verfügt im Erdgeschoß über ein weitgehend erhaltenes Jugendstil-Interieur. Sie ist wesentlicher Bestandteil des Georg-Baumeister-Viertels. Mit ihr findet die Villenzeile entlang der Blumenstraße ihren Abschluss an der Hangkante der Ölrainterrasse.

„Späthistoristische Villa, (...) Krüppelwalmdach und Klebedach zur Straße, turmartig überhöhter Erker mit Glockendach und Laterne, Grotteskenmalerei im Giebelfeld, Hauptgeschoßfenster mit Randquaderung und Volutenzier.“ (Dehio)

Achleitner S. 420, Dehio S. 91

Foto: © Friedrich Böhringer



W15
1906
Villa Sántis*
Bregenz, Blumenstraße 2

Die Villa Sántis ist die Jüngste der Baumeister-Villen am Bregenzer Ölrain. Weit zurück in ihrem Park gelegen, bildet sie das Vis-à-vis zu den anderen Villen der Blumenstraße. Sie ist auch in ihrem äußeren Erscheinungsbild weitestgehend im Originalzustand erhalten.

Dehio S. 91
 Foto: © Julia Fuchs

W16 (o. Abb.)
1907
Stadtpfarrkirche Mariahilf, Entwurf
Bregenz, Vorkloster

Im heutigen Bregenzer Stadtteil Rieden-Vorkloster gab es seit ca. 1900 das Bestreben, eine eigene Pfarrkirche zu errichten, auch im Sinne der Entwicklung eines Gemeinde- bzw. Stadtteilzentrums. Ein erster Entwurf stammt von Georg Baumeister 1907, ein weiterer 1917 von Willibald Braun (Schüler von Theodor Fischer an der Technischen Hochschule Stuttgart). Seit 1917 gab es auch die Idee einer Kriegergedächtniskirche für das Land Vorarlberg. Umgesetzt wurde der Bau nach Plänen Clemens Holzmeisters in den Jahren 1925–37. vgl. Achleitner S. 412, Dehio S. 67



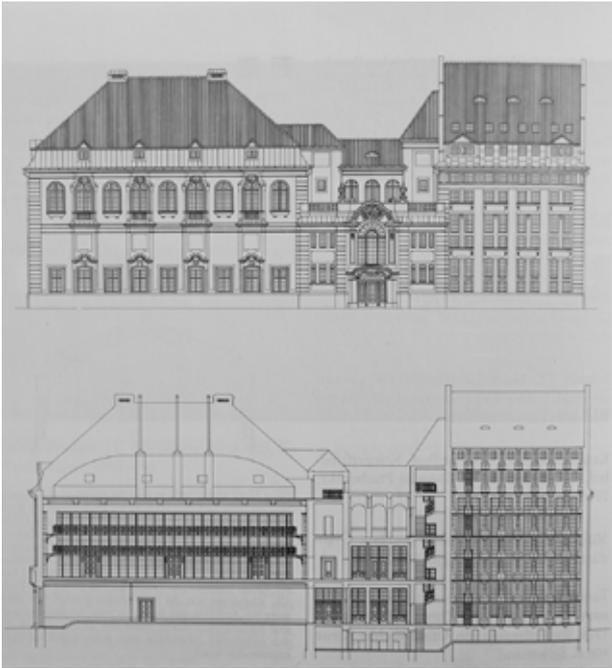
W17
1907/08
Kloster Marienberg,
Josefsbau (mit Romedius Wacker)
Bregenz, Schlossbergstraße 11

Denkmalschutz

Klösterliche Erweiterung der schlossartigen Villenanlage, ursprünglich für Graf Karl Eduard Natecz Raczynski von Stefan Tragl 1875–77 erbaut. Seit 1904 Kloster der Dominikanerinnen mit Schule und Internat. Im Gegensatz zum im Stil des Louis-quinze errichteten Palais ist die klösterliche Erweiterung durch Georg Baumeister und Romedius Wacker – dem Vater des bekannten Malers Rudolf Wacker (1893–1939) – zurückhaltender.

Der sogenannte „Josefsbau“ schließt an das Nebengebäude der Villa an und übernimmt teilweise dessen Struktur: zweigeschossiger, 10-achsiger Bau mit zweiachsigem Mittelrisalit und Mansardendach. Im Obergeschoß ist die neue Ordenskapelle untergebracht.

Dehio S. 76
 Foto: © Friedrich Böhringer



W18
1911 / 14
Universitätsbibliothek
Innsbruck, Innrain 50

Denkmalschutz

Barockisierender Bibliotheksbau nach einem Entwurf von Eduard Zotter.

Bei Friedrich Achleitner wird Georg Baumeister neben Philipp Mitzka als Bauleiter angeführt. Dieter Klein schreibt über Georg Baumeister jun. (1887–1920): „Nach seiner Ausbildung an der Münchner Technischen Hochschule arbeitete er als Bauinspizient der Innsbrucker Universitätsbauleitung, bevor er sich auf Erforschung der historischen Vorarlberger Bauernhäuser spezialisierte.“ Es dürfte sich also um eine Bauleitung des gleichnamigen Sohnes von Georg Baumeister sen. (1852–1927) gehandelt haben.

Abbildung aus: Achleitner S. 362



W19
1912
Winderhaus (Schmalzigaug)
Bregenz, Arlbergstraße 114

Denkmalschutz

Hoch aufragendes Bauwerk mit drei Dachgeschoßen, markant am Ortseingang nahe der Lauteracher Brücke über die Bregenzer Ach gelegen. Aufgrund von starkem Bewuchs ist im heutigen Zustand die Fassade mit Jugendstildekor fast vollkommen verdeckt.

„Innerhalb des süddeutschen Jugendstils gibt es entschiedene Versuche, lokale Bauelemente, wie hier jene des Rheintalhauses, zu übernehmen.“ (Friedrich Achleitner) Achleitner S. 415, Dehio S. 111

Abbildung aus: Achleitner S. 415



W20
1914
Villa Kritzler
Innsbruck, Sonnenstraße 12

Nahezu quadratischer, vierseitig ausgerichteter Baukörper, in erhöhter Lage über der Höttinger Au gelegen. Aufgrund der zeitlichen wie auch räumlichen Nähe zur Universitätsbibliothek stellt sich möglicherweise auch hier die Frage, wem dieses Bauwerk zuzuordnen ist: Georg Baumeister Vater oder Sohn?

Achleitner S. 382

Abbildung aus: Achleitner S. 382



W21 Gipsrelief

gez.: Baumeister (Datum unleserlich)

Privatbesitz

Foto: © Robert Dünser

Literatur zu Georg Baumeister:

Achleitner, Friedrich: Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert. Ein Führer in drei Bänden. Band 1., 2. unveränderte Aufl., Residenz Verlag, Salzburg und Wien 1983.

Baumeister, Georg: Das Vorarlberger Landesmuseum: die Baugeschichte. In: Jahres-Bericht des Vorarlberger Landesmuseums-Vereins 1906 (1907) Nr. 44, S. 289–298.

Baumeister, Georg (jun.): Das Bauernhaus des Walgaus und der walscherischen Bergtaeler Vorarlbergs einschliesslich des Montavon. Innsbruck, Universität, Dissertation, 1911.

Baumeister, Georg (jun.): Das Bauernhaus des Walgaues in Vorarlberg. München 1913.

Berger, Eva: Historische Gärten Österreichs. Oberösterreich, Salzburg, Vorarlberg, Kärnten, Steiermark und Tirol. Garten- und Parkanlagen von der Renaissance bis um 1930. Bd. 2, Wien (Böhlau) 2003.

Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Vorarlberg. Topographisches Denkmälerinventar. Hrsg.: Bundesdenkmalamt. Schroll, Wien 1983.

Fabach, Robert: Ortsbilderstürmer. Villenabbruch in Bregenz. In: Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft, Jg. 31, Nr. 8, 2016, S. 24.

Gmeiner, Emmerich: Ein K(ult)urhaus. In: Bregenz Lesebuch, S. 199. Hrsg. von Thomas Klagian und Wolfgang Möth, Hohenems 2006.

Gnaiger, Roland: Wortspende, 24.2.2017. In: Wortspenden für Freudeck, Nr. 40. (siehe: www.georg-baumeister-viertel.at/Wortspenden).

Hueber, Friedmund: Sachverständige gutachterliche Stellungnahme. Prüfung der Verträglichkeit des Abbruchs der Villa Freudeck, Bregenz, Blumenstraße 3 und des dort geplanten Neubaus für das Orts- und Landschaftsbild. Wien, 12.5.2017.

Klein, Dieter: Münchner Maßstäbe. Der Siegeszug der Münchner Architektur im 19. Jahrhundert. München 2008.

Lička, Lilli: Anmerkungen zum Baumeisterviertel in Bregenz/Ölrain, 28.10.2016 In: Wortspenden für Freudeck, Nr. 24. (siehe www.georg-baumeister-viertel.at/Wortspenden).

Melichar, Peter: Georg Baumeister (1852–1927). Bemerkungen zum Architekten des 1905 neu eröffneten Vorarlberger Landesmuseums. In: magazin museum, Ausgabe 16/2017. (hrsg. vom Vorarlberger Landesmuseumsverein, Bregenz) S. 10f.

Nachbaur, Ulrich: Amtshäuser der Bregenser Bezirksverwaltungsbehörden. Ein historischer Überblick von 1453–2009. Kleine Schriften des Vorarlberger Landesarchivs 10, Bregenz 2008.

Räumliches Entwicklungskonzept 2001. Hrsg.: Amt der Landeshauptstadt Bregenz. Eigenverlag, Bregenz 2001.

Schick, Afra: Möbel für den Märchenkönig. Ludwig II. und die Münchner Hofschreinerei Anton Pössenbacher, Stuttgart 2003.

Schlatter, S.: Vom Vorarlberger Haus. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde Bd. 19, S. 193, 1915 (In: <http://dx.doi.org/10.5169/seals-111739>), Zugriff: 4.3.2016.



APOTHEKE
ZUM GOLDENEN REICHSAPFEL
Mag. pharm Dietmar Kowarik e.U.
A-1010 Wien, Singerstr. 15
Ruf: 0043/1/512 41 44 www.reichsapfel-apotheke.at
Fax: 0043/1/512 13 32 ko@reichsapfel-apotheke.at

**Ihr Berater in allen Fragen
der Gesundheit und Schönheit !**

Gartendenkmal – zurück zum Start!

Das Bregenzer Georg-Baumeister-Viertel – ein bedrohtes Villen-Garten-Ensemble gibt Anlass über Gartendenkmalpflege in Österreich nachzudenken

Lilli Lička



Abb. 1 und 2: Georg-Baumeister-Viertel: Villa Wolfegg, Nordostansicht, histor. Aufnahme, heutiger Zustand, © Julia Fuchs
Die Villen und ihre Gärten bilden eine Einheit – bis heute.

Die Gartendenkmalpflege fristet in Österreich ein marginales Dasein. Das ist nicht nur aus fachlicher Sicht betrüblich, wirkt es doch der Erhaltung von wichtigem Kulturgut entgegen und ist Ausdruck eines dürftigen Kulturverständnisses in einem Land, das sich mit kulturellen Leistungen zu brüsten pflegt. Erst seit 1999 ist es möglich, eine Garten- oder Parkanlage unter dem Aspekt ihres kulturellen Wertes zu schützen, indem sie unter Denkmalschutz gestellt wird. Im DMSG §3 (5) wird festgelegt, dass die „Unterschutzstellung von Park- und Gartenanlagen auch hinsichtlich ihrer gestalteten Natur“ möglich ist. Zuvor war hierfür das Naturschutzgesetz die einzig mögliche Basis. Naturschutz hat natur-gemäß andere Kriterien anzuwenden, als die Pflege und der Erhalt von kulturell wertvollen Objekten und Anlagen erfordern.

Die geistige Schöpfung von Gärten, Parks und Freiräumen wurde mit der Gesetzesänderung auch in Österreich erstmals als kulturelle Leistung anerkannt. Das wäre auch für jene, die sich der Gestaltung von neuen Grün- und Freiräumen widmen und somit zur Kulturschöpfung beitragen, ein erfreulicher Schritt. Der Pferdefuß

dieser Novelle liegt allerdings im Anhang 2. Die darin enthaltene Liste beschränkt diese Schutzmöglichkeit auf 56 namentlich genannte Anlagen. Obwohl die Novelle des Denkmalschutzgesetzes vom damaligen Leiter der Abteilung Historische Gärten im Bundesdenkmalamt¹, Géza Hajós, hart erkämpft worden war, greift sie viel zu kurz und ist als Pyrrhussieg zu bezeichnen. Der de-facto-Schutz, den das Gesetz ermöglicht, kann nicht als ernstzunehmende Auseinandersetzung mit dem Gartenkulturerbe eingestuft werden und ist von europäischen Standards meilenweit entfernt, wie sie etwa in England, Frankreich, aber auch in den deutschsprachigen Nachbarländern festgelegt sind. Dazu kommt, dass die Unterschutzstellung nicht nur aufgrund der objektiv-fachlichen Einschätzung in einem sogenannt gutächtlichen Konzept erfolgt, sondern dass für Anlagen im Privatbesitz die Mehrheit der EigentümerInnen der Unterschutzstellung zustimmen muss.²

Eine Ursache für die geringe Zahl der namentlich genannten 56 Park- und Gartenanlagen ist darin zu finden, dass die Datenlage zu Gärten und Parks in Österreich nicht

besonders gut ist. Aus diesem Grund hat das Institut für Landschaftsarchitektur ein „LArchiv“, Archiv österreichischer Landschaftsarchitektur, gegründet und begonnen Daten, Archivalien, Fakten zu Personen und Anlagen aus dem 20. und 21. Jahrhundert zu sammeln und wird sie in weiterer Folge der Fachwelt und der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen.

Leider bewirken die dürftige Gesetzesgrundlage und die mangelhafte Datenerhebung, dass der Wert vieler Gartenanlagen nicht beachtet wird, so auch im Georg-Baumeister-Viertel in Bregenz, einem Ensemble aus Villen und großzügigen Gärten mit prachtvollem Baumbestand. Hier soll die Villa Freudeck, die trotz gegensätzlicher Fachmeinungen nicht unter Denkmalschutz gestellt worden ist, abgerissen und durch einen erheblich größeren, quadratischen Geschosswohnungsbau ersetzt werden. Der neue Bau nimmt eine mehr als doppelt so große Grundfläche ein, die Ansicht des Villenviertels wird dadurch massiv verändert. Proteste haben bis dato einzig erreicht, dass eines der prägenden Elemente dieses Villen-Garten-Ensembles, nämlich der Zaun an der Straße, wieder aufgegriffen wird.

Von den 56 in Anlage 2 dieses Gesetzes genannten Garten- und Parkanlagen liegen nur vier in Vorarlberg. In Bregenz sind das der Garten des Palais Thurn und Taxis (Besitz der Stadt Bregenz, steht unter Denkmalschutz) und der Garten der Villa Raczynski (Kloster Marienberg), in Feldkirch der Garten der Villa Tschavoll und in Dornbirn das Ensemble der Villengärten Dr. Waibelstraße Nr. 11, 12 und 14. Alle anderen Anlagen werden vom Denkmalamt mit Berufung auf die Rechtslage nicht einmal in Augenschein genommen. Schon im Band 2 des Standardwerkes von Eva Berger „Historische Gärten Österreichs“ (Berger 2003) sind in Vorarlberg 27 Gärten genannt, davon 7 in der Landeshauptstadt Bregenz. Ob noch unentdeckte oder gar erst in jüngerer Zeit (20. Jahrhundert) entstandene Gärten schutzwürdig sind, wird nicht überprüft.

Das gilt auch für das Georg-Baumeister-Viertel. Es wurde keine Grundlage erarbeitet, die den Wert des Ensembles überhaupt erst feststellen ließe: Keine gründliche Bestandsaufnahme, aus der hervorginge, welcher villengarten-typische Baumbestand aus Zeit der Entstehung heute noch das Bild prägt, keine Feststellung der gärtnerischen Elemente (Pavillons, Stiegenanlagen, Kleinarchitekturen usw.), keine Aufnahme der Anlage an sich (Wege, Raumgliederung, Sichtbeziehungen und dgl.) und auch keine historische Analyse der Veränderungen über die Jahrzehnte. Da es sich hier aber um ein Villen-Garten-Ensemble handelt (die Anwendung des Ensemblebegriffes wird hier bedenkllicherweise vom Denkmalamt aus „kunstwissenschaftlicher“ Perspektive abgelehnt), wäre in eine gründliche Untersuchung auch einzubeziehen, wie sich die Bauten darstellen, wie sie sich entwickelt haben, wie die Baukörper angeordnet sind, welche dazugekommen sind, kurz, welchen Wert das Ensemble als Gesamtheit darstellt. Daraus hätten auch Verdichtungsszenarien

entwickelt werden können, die dem Geist des Viertels Genüge tun. In der öffentlichen Debatte wurde diese Möglichkeit nicht in Erwägung gezogen, auch wurde von Amts wegen keine derartige Untersuchung angeordnet. Vorgelegte Gutachten widersprechen einander und scheinen außerdem teilweise im Nachhinein und auf Zuruf erstellt worden zu sein. Die Aussagen, die den Wert des Villen-Garten-Viertels hervorheben (Räumliches Entwicklungskonzept, Landesraumplanung), wurden nicht beachtet.

Als Landschaftsarchitektin, die sich sowohl mit der Gartendenkmalpflege befasst als auch in Forschung, Lehre und Praxis um die Herstellung neuer kulturell wertvoller Park-, Garten- und Grünanlagen bemüht, rufe ich dringend dazu auf, entsprechendes Kulturverständnis aufzubauen, offensichtliche gesetzliche Defizite zu beseitigen und mit dem gartenkulturellen Erbe bewusst umzugehen. Das schließt auch Ensembles wie das Georg-Baumeister-Viertel in Bregenz ein.

- 1 Diese Abteilung wurde aufgelöst, die Thematik wurde der „Abteilung für Spezialmaterien“ zugeordnet, die auch für Klangdenkmale und technische Denkmale zuständig ist.
- 2 Die Unterschutzstellung kann „(§ 1 Abs. 12) kann nur durch Bescheid auf Grund der Bestimmungen dieses Paragraphen erfolgen. Zuvor ist auf wissenschaftlicher Basis ein gutächtliches Konzept zu erstellen, das planlich und beschreibend eine Klarstellung von Art und Umfang der Unterschutzstellung ermöglichen muss und sowohl den Istzustand als auch den anzustrebenden Sollzustand der Park- oder Gartenanlage zu enthalten hat. Die Unterschutz-Stellung hat sich auf jenen Umfang der Park- und Gartenanlagen zu beschränken, die mit einem unbeweglichen Objekt, welches bescheidmäßig unter Denkmalschutz steht, in besonderer künstlerischer oder geschichtlicher Weise sowie auch räumlich verbunden ist. Soweit Park- und Gartenanlagen (mehrheitlich) nicht im Eigentum von Gebietskörperschaften stehen, kann eine Unterschutzstellung nur in jenem Umfang erfolgen, dem die (Mehrheit der Mit-)Eigentümer zustimmen (zustimmt). Dem Unterschutzstellungsbescheid ist – bei sonstiger Nichtigkeit – das Konzept als integrierender Bestandteil anzuschließen.“ (DMSG)

Erratum

Im letzten Heft hat leider der Fehlerteufel zugeschlagen: Wir bitten daher die falsche Namensangabe im Nachruf für unser hoch geschätztes langjähriges Vorstandsmitglied **Karl Neubarth** vielmals zu entschuldigen.

Die Wohnhaus-Fassaden des Emil von Förster (1838–1909)

Augenreize und Überraschungseffekte

Brigitte Eva-Maria Musil



Abb. 1: Schrägansicht Canovag. 3-5, Wien I. Foto: Privatarhiv Brigitte Musil, Wien.

Spätestens seit dem gleichnamigen Werk Klaus Eggerts über den Wohnbau der Wiener Ringstraße im Historismus¹ kommt dieser Architektur Gelegenheit gesteigerte wissenschaftliche Bekanntheit und Bedeutung zu – auch die gesamte Ringstraße-Reihe² trug zum Ruhm der Architekten der bislang vergleichsweise „unbedeutenden Wohnpalais und Miethäuser“ des Adels, Großbürgertums und Bürgertums bei. Seither wurden zahlreiche Forschungen im Überblick, an Einzelobjekten und über Architekten dieser Ära getätigt, doch scheint das Interesse an dieser Epoche und insbesondere an den Wohnbauten dieser Zeit schon seit längerem wieder zum Erlahmen, wenn nicht fast zum Stillstand gekommen zu sein.

Wenn auch dieser Umstand bedauerlich ist, so ist es umso erfreulicher, dass Wohnbauten dieser Zeit, die noch mannigfaltig erhalten sind, zwar teilweise verändert und

erfreulicherweise umso öfter nun auch wieder fachgerecht restauriert, wieder als erhaltenswerte und lebenswerte Wohnarchitektur gesehen werden. Die Architekten dieser Bauten treten jedoch selten näher ans Tageslicht, obwohl darunter durchaus prominente Namen zu finden sind.

Architekt Emil von Förster (1838–1909)

Emil von Förster (1838–1909) ist einer jener, Erbauer zahlreicher Wohn, Miet- und Geschäftshäuser in und um die Ringstraßenzone bis in die damaligen Vorstädte. Als drittgeborener Sohn des Architekten, Gründervaters der Wiener Stadterweiterung und erfolgreichen Unternehmers Ludwig von Förster (1797–1863)³ war ihm das Architekturhandwerk sozusagen genetisch vorgegeben. Noch zu Lebzeiten geschätzt für sein Hauptwerk, das

Ringtheater (1872–1874)⁴, das durch die noch besser in Erinnerung gebliebene Brandkatastrophe 1881 ein jähes und schreckliches Ende fand, ist er heute nur mehr Fachkreisen bekannt. Eingehender wurde er auch erwähnt bei Eggert als Schöpfer des heute in stark veränderter Weise existierenden Maximilian-Hofes (1888/89)⁵ und des heute ebenfalls entscheidend veränderten Ensembles Universitätsring 10, 12 und Mölker Bastei 3 (1869–1872)⁶. Ebenfalls behandelt wird bei Eggert das heutige Hotel Regina am Rooseveltplatz, das ehemalige Palais August Angerer, 1876/77⁷ aus der Hand Emil von Försters.

Diese Bauten sind wohlbekannt und dokumentiert, wegen das breite übrige Wohnbau-Œuvre des hochbegabten Förster-Sohnes fast in Vergessenheit geraten ist, obwohl vielerorts noch existent. Dies ist umso bedauernswerter, als Emil von Förster seinerzeit zu den beliebtesten und meist beschäftigten Wiener Wohnbauarchitekten des (Groß)Bürgertums zählte.

Zahlreiche Ensembles in und um die Ringstraßenzone, insgesamt 36 Miet- und Wohnhausobjekte wurden bis jetzt gezählt⁸ und beweisen in ihrer großen Variationsbreite und dezenten Eleganz des Erscheinungsbildes das große Können Försters, der somit bis in die Gegenwart durch seine Baukunst das Wiener Stadtbild beeinflusste, mitprägte und prägt.

Förstersche Wohnhausfassaden: Unaufdringliche Eleganz und beschwingte Noblesse

Sind die gemeinhin historistisch bekannten Wohnhausfassaden des Adels und Großbürgertums vielfach bekannt durch Prunk und Ornamentreichtum, monumentale Bauglieder und ebensolche Plastik, sind Emil von Försters Bauten auf den ersten Blick vielleicht nicht von solch zeichenhafter Prachtentfaltung – Ausnahmen wie der Maximilian-Hof bestätigen hier die Regel – doch haften ihnen ein unvergleichlich subtilerer und feinerer Charakter der Fassadengestaltung an, eine Fassade des Augenreizes mit zunächst unscheinbaren, doch interessanten Variationen und fast immer, so nicht verändert, einem gewissen besonderen Einfall oder Effekt. Bewusst sind hier einige Beispiele der weniger bekannten Bauten Försters gewählt.

Erweiterungsbau Wertheim, 1871/72

Bereits an einem frühen Bauauftrag, dem Erweiterungsbau des Palais Wertheim, Canovagasse 3-5, Wien 1, 1871/72, zeigt sich die besondere Oberflächengestaltung der Fassade im reich differenzierten, optisch-haptisch erlebbaren Fassadenprofil der Schrägansicht (Abb. 1). Hier, an dem ergänzenden- Seit und Rückbau des Palais Wertheim (Heinrich von Ferstel, 1864–1868), einem Mietwohnbau mit hauseigenem Theater, erkennt man Emil von Försters Neigung, zugleich graphisch-linear und haptisch-malerisch zu wirken. Die Quaderung der Unterzone tritt in italienischer Quattrocento-Manier greifbar hervor, die



Abb. 2: Dekordetail Canovag. 3-5, Wien 1. Foto: Privatarchiv Brigitte Musil, Wien.

Oberzone wirkt fein abgeflacht und graphisch „graviert“, Licht-Schatteneffekte sowie die Ansichtigkeit des Gebäudes in sich nähernder Aktion eines Betrachters beziehen bereits in dieser fast noch dem Klassizismus verhafteten Phase Försters Umgebung, Betrachter und Umwelteinflüsse in das Bauwerk mit ein. Die dem Palais Wertheim angepasste und doch nachgeordnete massive Wirkung der Unterzone, architecture parlante im Sinne der Wehrhaftigkeit, korrespondiert und konterkariert die flächig-ruhige, elegant zurückgenommene Oberzone, an deren Übergang als dupliziertes Hoheitsmotiv Portal-Balkonachsen als „Zentralmotiv“ eingebaut sind. Die Balkone betonen mit ihren zarten Balustern einerseits die Zonenteilung zierbandartig, einer feinen Elfenbeinarbeit vergleichbar, andererseits gewährleisten sie elegant die Verklammerung mit der Oberzone, ohne derb hervorzutreten oder protzend zu repräsentieren. In der stillen Selbstverständlichkeit der dezenten Eleganz erkennt man als feines, motivisch durchaus überraschendes Detail die Bauornamentik der Fensterrahmung des dritten Geschoßes, die je zwei fabelwesenähnliche Delphine mit mittiger Muschel (Abb. 2) zeigt – Formen, die einerseits retendierend an Ornamentik Ludwig von Försters und Theophil von Hansens erinnern, andererseits als eine (serielle) Belegung des rapportierenden Fensterachsenrasters erscheinen.

Überziehende Fassadenrasterung gepaart mit zartem Dekor und bauplastischen „Einfällen“, stimmige Ambivalenz zwischen Mauerfläche und Maueröffnung, gepaart mit körperhafter und/oder dekorativer Schwingung, scheinen gängige Charakteristika der Försterschen Fassaden zu sein, wenn auch nicht in jeder Phase und an jedem Bau gleich ausgeprägt.

Miethaus Rooseveltplatz 13, 14/1; 1880

In stärker verflächigtem Ausmaß gilt dies beispielsweise für ein repräsentatives Miethaus des Votivkirchengruppen-Ensembles am ehemaligen Maximilianplatz. In dieser Übergangsphase Försters vom strengen zum ansatzweisen späten Historismus zeigt das Doppelhaus Rooseveltplatz 13 und 14/1 (Abb. 3), Wien 9⁹ die elegant-dezente



Abb. 3: Rooseveltplatz 13 und 14/1, Wien 9, Foto: Privatarchiv Brigitte Musil, Wien.

und doch anspruchsvolle Fassadengestaltung eines hierarchisch nachrangigen Wohnhauses. Hauptbau des selbst auf die Votivkirche bezogenen Ensembles war und ist Försters ehemaliges Palais Angerer, 1876/77 am ehemaligen Maximilian-Platz 15, heute Hotel Regina (Abb. 4). Ist das Hotel seines einst reichen Schmuckes an fast manieristischem Detaildekorum, Nischen, Freiplastiken und einer elaboriert schwingenden Dachlandschaft beraubt, ist das unbedeutendere, aber elegante Nobelmiethaus Maximilianplatz 12 noch fast unverändert erhalten, die Farbgebung mag ehemals in leicht kontrastierender Zweifarbigkeit gegeben gewesen sein.

Fassadengestaltung mit Programm(en)

Das Besondere liegt hier, wie so oft bei Emil von Försters Wohnhausfassaden, im Detail: auf den ersten Blick erkennt man den zarten, reich aber flach geschichteten Orthogonalraster der Geschoße und Achsen in fast rückweisend strenger Zonentrennung. Dass die angedeutete Kolossal-Pilaster-Gliederung der Mittel- und Oberzone (hier ist Ambivalenz zwischen zwei bzw. drei Zonen gegeben) die repräsentative Kolossalsäulen- und Pilastergliederung des Palais Angerer reflektiert, Zonen, Geschoße, Fassadenstrukturen wie auch Fensterformen und Giebelgestaltungen das ehemalige Wohnpalais zitieren, merkt man erst auf den zweiten Blick – subtile und gewollte Einfügung in das Votivkirchengruppen-Ensemble. Vordergründig scheint nun Försters essentielle

Außen-Gestaltung an Rooseveltplatz 14/1 erschlossen, doch so vielschichtig ineinander verwoben wie die Fassadenhaut ist die weitere Ausgestaltung mit Bau- und Plastik, die wiederum eine eigene Sprache spricht, in diesem Fall formal und stilistisch teilweise eine zukunftsweisende, wobei in der Akzentuierung eine sprunghaft-verbindende Komponente mit fast individuellem Charakter sichtbar wird.

Dekorom mit Überraschungseffekt

Interessante Gestaltungen finden sich in „Fassadensprüngen“ verteilt über die drei Zonen, motivisch nehmen sie trotz räumlicher Distanz und unterschiedlicher Stilanklänge deutlichen Bezug aufeinander: schon am Portal fällt eine leicht übergroße, vollplastisch ausgeführte Idealportrait-Büste einer sphingenhaften Empire-Schönheit auf, die in einem tiefen Schein-Rundfenster über dem Eingang thront (Abb. 5). Diese Büste mit fast versatzstückartiger Optik wird schon bei Eggert als *individueller Einfall*¹⁰ wahrgenommen, die Büste ist als „Torwächterin“ aber als Eingangsfigur im besten Sinne Teil eines fassadenschmückenden weiblichen Dekor-Programms, dem gewisse Mehrwertigkeiten und Kontraste nicht abzuspüren sind. In heutiger einheitlicher Farbgebung nicht leicht zu erkennen sind flach reliefierte, einander zu- bzw. abgewandte Ovalmedaillons mit weiblichen Idealprofilporträts an den Wandvorlagen des dritten Geschoßes. Diese verkörpern wiederum den Typus der Eingangsbüste als fast



Abb. 4: Hotel Regina, ehem. Palais Angerer, Wien 9, Privatarhiv Brigitte Musil, Wien



Abb. 5: Portal Rooseveltpl. 13, Wien 9. Quelle: Forschungsunternehmen Wiener Ringstraße Archiv, Bild: Johanna Fiegl

biedermeierlich-bürgerliche „Fassaden-Kameen“, die auch dem vorgegebenem Stil der „Deutschen Renaissance“ für das Votivgruppen-Ensemble entsprachen – freilich in einer schon zum Jugendstil geneigten Auffassung in Anbringungshöhe und beginnender gesteigerten Bedeutung rapportierenden Baudekors, auch die Größe des Motivs scheint schon leicht gesteigert. Die Idealprofil-Reliefs, wohl seriell, aber qualitativ, dienen als Zier der unteren Gliederung der „Riesenpilaster“ und weisen eine vermeintliche Beletage aus. Sie replizieren und modifizieren zudem die Portalbüste, sind damit verbindende Dekorbausteine zum Eingang und stehen in Mittel- und Mittlerposition zu den nymphenhaften Fabelwesen, die das runde Giebelauge, ein tatsächliches Rundfenster, umgebend „umranken“ (Abb. 6). Die geflügelten Relief-Halbfiguren, deren Unterkörper in symmetrisches Rankenwerk übergehen, dessen Abschluss ein männliches Maskaron bildet, sind gewissermaßen das obere Pendant zur weiblichen Eingangsbüste, die vollplastisch auch als etwas skurriles Zitat einer Türwächterin gesehen werden kann, währenddessen die ebenfalls sphingenhafte Giebelaugen-„Wächterinnen“ schmückend die höchste Erhebung des Wohnhauses begleiten, stilistisch schon eine Stufe weiter in Richtung Späthistorismus/Jugendstil reichend, wie es immer häufiger ab den 1880er Jahren bei Emil von Försters Fassadenkonzepten mitschwingt.

Effektvolle Augenreize manifestieren sich auch im Spätwerk des Mietwohnbaus Försters:



Abb. 6: Giebelauge, Rooseveltplatz, 14/1, Privatarchiv Brigitte Musil, Wien

Wohnhaus Schaumburgerstraße 11, 1902

Ein spätes Wohnhaus außerhalb der Ringstraßenzone, schon in Nähe des Wiedner Gürtels, zeigt abschließend wieder eindrucksvoll die dezent-elegante, doch einfallsreiche Fassadengestaltung an Emil von Försterschen Bauten: Schaumburgerstraße 11 (Abb. 7), im damals neu erschlossenen Wohngebiet der Gürtelengemeindung ist weit entfernt, ein Wohnpalais für innerstädtische Großbürger darzustellen, ist aber als „Vorstadt-Miethaus“ den neuesten Trends und Stilrichtungen frühzeitig aufgeschlossen: Ähnlich wie am Doppelhaus Rooseveltplatz 13, 14/1 aus 1880 finden sich Holborne-ähnliche Giebel in den Außenachsen, die nun aber als Vertikalachsen dreigeschossige Bay-Window-Erker überhöhen, die ungefähr auf halber Höhe aus dem Gebäude „herauswachsen“, hier verließ Förster die flache Wandraasterung und gestaltete den Baukörper partiell dreidimensional schwingend. Es herrscht relativ enge Rasterung der Achsen und Geschoße, die durch Reliefplatten zierbandartig betonte, dekorativ bedeutungserweiterte Oberzone sowie ein feines System von Kontrasten und Verklammerungen geben dem Miethaus aber das gewisse „Etwas“ an luxuriösem Flair und Modernität. Der asymmetrisch gesetzte, sehr schmale und hohe Eingang ist bekrönt durch eine extravagante Oval-Kartusche mit zart reliefierten Putti in himmlischer Sphäre, zarte Stoffbahnen werden als Vorhang „appliziert“ (Abb. 8), sodass neben



Abb. 7: Schaumburgerstr. 11, Wien 4. Privatarchiv Brigitte Musil, Wien



Abb. 8: Portal Schaumburgerstr. 11, Wien 4,
Privatarchiv Brigitte Musil, Wien

biedermeierlichem auch sakraler Anklang aufkommt. Dieser fast malerischen Komposition ist der deutlich plastisch betonte, gesprengte Wellengiebel entgegenstellt, den das zarte Bauornament durchdringt und der zudem die Verklammerung der gesamten gebänderten Unterzone bewerkstelligt. Außen versetzt bewirken die Giebelachsen mit den Erkern durch das Stockwerksgesims und die Parapetformen horizontale Trennung und zugleich Verbindung der linearen Unterzone mit der rhythmisch dekorhaft gegliederten Oberzone, die durch die Erker ausschwingungen mit reichem Dekor die Portalzone kontrastiert und in Teilen zitiert. Besonders die bukolischen Putti-Szenarien, die heiter beschwingte Sujets der Muße und Erholung wiedergeben (Abb. 9), zeigen einerseits jugendstilhafte Betonung und die besondere Neigung für zart geschichtete, fast „gezeichnete“ Fassadenprogramme Försters, andererseits sorgen sie für die Bezugnahme zur Darstellung der Ovalekartusche mit Putti in Wolkengefilden – hier kann neben modernem „Chic“ mit rokokohafters Verspieltheit eine Botschaft an die Mieter beabsichtigt worden sein: die Vorstadt-Mietwohnung als kleines „Luxus-Ressort mit Erholungswert“, ein lebenswertes Heim für Bürger. Wie etliche Miethäuser Försters weist auch Schaumburgerstraße 11 einen begrünten Innenhof bzw. Garten auf, sodass Frischluft und Grünblick auch tatsächlich gegeben waren.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Emil von Försters Fassadengestaltungen von wohldurchdachter Eleganz und Botschaft sind, neue Trends verarbeitete er sofort und machte sie unaufdringlich sichtbar, selbst an



Abb. 9: Detail Puttenfries, Schaumburgerstr. 11, Wien 4.
Privatarchiv Brigitte Musil, Wien

nachrangigen Miethäusern. Diese Fakten und sein dekoratives Talent wie seine Variationsbreite trugen wohl neben qualitativvoller Ausstattung und relativ preiswerter Ausführung zu seiner Beliebtheit als Wohnbau-Architekt des aufstrebenden Bürgertums bei.

- 1 Eggert, Klaus. Der Wohnbau der Wiener Ringstraße im Historismus 1855–1896, Wien 1976, aus: Renate Wagner-Rieger, Die Wiener Ringstraße. Bild einer Epoche, Wien-Köln-Graz, ab 1969.
- 2 Renate Wagner-Rieger, Die Wiener Ringstraße. Bild einer Epoche, Wien-Köln-Graz, ab 1969.
- 3 Schoeller, Katharina, Ludwig Förster (1797–1863), Der Architekt als Pädagoge und Universalunternehmer, Aspekte seines frühen Lebens und Schaffens, phil. Diss. (unpubl.), Wien 2017.
- 4 Emil Ritter von Förster, Allgemeine Bauzeitung, Jg. 1875, S. 23–24, Tafeln 14–22.
- 5 Eggert, 1976, S. 401–406.
- 6 Eggert, 1976, S. 300–302.
- 7 Eggert, 1976, S. 388–390.
- 8 Musil Brigitte Eva-Maria, Emil von Förster (1838–1909): Aspekte seiner frühen und mittleren Wohnbauten, phil. Diss. (unpubl.), Wien 2017.
- 9 Die ursprüngliche Adresse lautete Maximilianplatz 12, das rechte Gebäude ist laut Allgemeiner Bauzeitung, Jg. 1880, Blatt 11 und Blatt 12 eindeutig Emil von Förster zuzuweisen, das linke ist zumindest äußerlich spiegelgleich gestaltet.
- 10 Eggert, Klaus, Die Wiener Ringstraße, das Kunstwerk im Bild, Textband, Wien-Graz-Köln 1969, S. 175.

Fortschritte und neue Entdeckungen bei der Restaurierung der Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur

Philipp Harnoncourt



Abb. 1: Gewölbestern, Foto: Philipp Harnoncourt

Der Obmann des Vereins zur Förderung der Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur, em. Univ.-Prof. Dr. Philipp Harnoncourt berichtet ausführlich über die im Jahr 2017 erfolgten Restaurierungsarbeiten an der Kapelle und über die dabei erfolgten interessanten Entdeckungen:

Die Arbeiten zur Wiederherstellung des Innenraumes wurden von der bewährten Firma Steinrestaurator Zottmann (Gratwein) intensiv und sorgfältig weitergeführt. Sie haben große und sehr interessante Überraschungen mit sich gebracht: Namen von neun (!) weiteren Stiftern – mit und ohne Wappen – sind zum Vorschein gekommen; es handelt sich durchwegs um Personen, die im Raum Bruck Rang und Namen hatten. Das signalisiert ihr großes Interesse an diesem Bauwerk und ebenso dessen große Bedeutung weit über diese Region hinaus. Leider waren bisher alle Versuche vergeblich, den Baumeister zu identifizieren, von dem nur die Initialen M.L. und

das Wappen vorhanden sind. Es handelt sich offensichtlich um einen großen Meister mit Begabung und Mut, ein Bauwerk zu schaffen, dass in seiner Form und Ausstattung ohne Beispiel ist. An den Wänden sind etliche Rötel-Graffiti aus der Erbauungszeit entdeckt worden, die leider durch die späteren Einbauten weitgehend zerstört waren. Die Reste wurden gesichert und bleiben sichtbar, während die neueren Ritz-Graffiti im zweiten Stock fotografisch dokumentiert und dann beseitigt worden sind.

Die Arkadenbogen vor den drei Ecknischen, die im Dreieck-Raum einen Sechseck-Raum schaffen, haben jetzt wieder ihre ursprüngliche Färbelung und Form. Die dadurch ausgelöste Spannung zwischen Außenform des Baukörpers und Innenraum ist eine spezielle und auch faszinierende Eigentümlichkeit dieses Baudenkmals. Bei der Restaurierung des sechszackigen Gewölbesternes hat sich herausgestellt, dass dieser erst nach der Fertigstellung des halbkugelförmigen, sich selbst tragenden

Ziegelgewölbes als Ornament darunter gesetzt worden ist. Eine dezente Grau-Schlämmung mit schwarz-weißen Linien wurde freigelegt und wiederhergestellt. Besonders auffällig ist es, dass die Sternspitzen weder auf Wandpfeilern noch auf Diensten oder Konsolen lasten und so als tragende Elemente erscheinen, sondern dass sie in den sechs Ecken des Raumes geradezu verschwinden. Dieser Stern – ein Ur-Symbol für strahlendes Licht! – hat hier keine tragende Funktion, sondern er kommt gewissermaßen von oben herab! Das entspricht einem Zeugnis des Neuen Testaments: Zacharias, der Vater von Johannes dem Täufer ruft aus: „*Aufstrahlendes Licht aus der Höhe wird kommen, um allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsere Schritte zu lenken auf dem Weg des Friedens!*“ (Lukas 1, 78f).

An den drei kombinierten Fenster-Portalen wird gerade gearbeitet. Das für alle drei gleiche Ornament – der stilisierte Straßenknoten – wird in Bronze gegossen und vor durchsichtige Platten von Panzerglas gesetzt. Die Finanzierung erfolgt durch drei Sponsoren: ASFINAG (zum Dank für „*die schützende Hand*“ beim Brücken-Einsturz in Frohnleiten am 21. 2. 2015), Energie Steiermark (für respektvollen Umgang mit Umwelt und Leben), Familie Harnoncourt (im Gedenken an Hofrat Dr. Eberhard Harnoncourt (1896–1970). Was dann noch fehlt sind die Bodenplatte mit Sitzgelegenheit und die Beleuchtung. Mit diesen Elementen, entsprechend den Entwürfen der Gewinner des Architektur- und Kunstwettbewerbs von 2014, der Architekten Winfried Enge und Alexandra

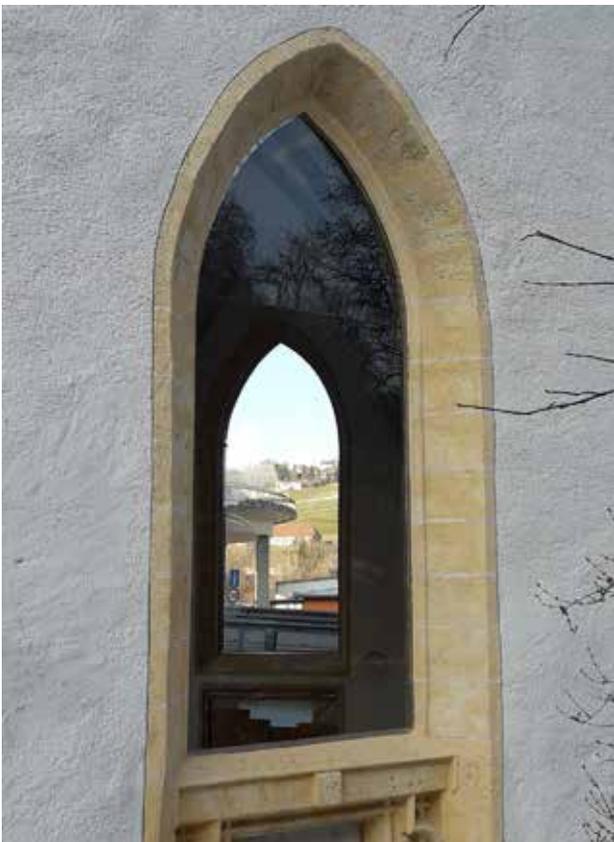


Abb. 2: Fenster außen, Foto: Philipp Harnoncourt

Stingl, Trofaiach, kommen zum ersten Mal zeitgenössische Formen in den spätgotischen Bau, so dass es zu einer spannenden Begegnung zwischen Vergangenheit und Gegenwart kommen wird. Diese Arbeiten sollen im Jahr 2018 abgeschlossen werden.

Ein großes und überraschendes Problem bildet eine in den letzten Jahren in Bewegung geratene Beton-Platte der Stützwand vor der Rampe der Schnellstraße S35 in Richtung Graz, und zwar genau an der engsten Stelle zwischen Straßenknoten und Kapelle. Die Sanierung wird von der ASFINAG vorgenommen. In welcher Form das geschehen wird, muss aber erst entschieden werden, weil die Gestaltung des die Kapelle umgebenden Raumes ein Teil des Architektur- und Kunstwettbewerbs war. Es muss allerdings als Gegebenheit zur Kenntnis genommen werden, dass das Baudenkmal durch die Errichtung des Straßenknotens von der Stadt Bruck ein- für allemal abgeschnitten und diesem Knoten „einverleibt“ worden ist.

Der Österreichische Denkmaltag 2017 am 27. September war wiederum ein *Tag der offenen Tür*. Auch dieses Mal sind mehr als 400 interessierte Besucher gekommen. Die große Sensation für alle war der wiederhergestellte gerüstfreie Innenraum in seiner ursprünglichen Gestalt. Ehrengäste waren die Präsidentin des Bundesdenkmalamtes Wien, Hofrätin Dr. Barbara Neubauer, und die steirische Landesrätin Ursula Lackner.

Neue Forschungen von Dr. Hannes Naschenweng zur Geschichte der Heiligen-Geist-Kapelle sind im Gang und lassen sehr interessante Ergebnisse erwarten. Der bisherige Wissensstand ist zu korrigieren und wird stark erweitert.

Menschen-Maß oder Musik-Maß – Protagoras oder Pythagoras?

Diese Frage ist grundlegend für das Verständnis der Symbolsprache in der Architektur sowie für das Erkennen der durch dieses Bauwerk vermittelten Botschaft. Auf meine Bitte hin wurde im Büro *Denkmal-Consult Markus Zechner, Graz*, festgestellt, dass der *Goldene Schnitt* (im Mittelalter *proportio divina* / *göttliche Proportion* genannt) an der Kapelle vielfach nachzuweisen ist: In Grundriss, Baukörper, Innenmaßen, Fenstern und Portalen war und ist er zu finden. Überdies wurde eine Rötel-Inschrift freigelegt, die diese Proportion ausdrücklich nennt: „*Aur[e]a figura*“ mit Jahreszahl 1504. Die ihr entsprechende *Goldene Zahl* Φ (Phi) ist ebenso wie die *Kreiszahl* π (Pi) irrational und unendlich. Diese Zahlen symbolisieren Gott, aber auch den Menschen, weil dieser ja „*nach dem Bild Gottes geschaffen*“ ist (Gen 1,27).

Meine Studien¹ haben ergeben, dass es zur Zeit der Erbauung der Kapelle einen Richtungsstreit unter den Architektur-Theoretikern gegeben hat, ob Menschen-Maß für einen Bau bestimmend sein soll, gemäß der Maxime „*Der Mensch ist das Maß aller Dinge*“ des griechischen



Abb. 3: Monage, „Göttliche Proportion“, Foto: Philipp Harnoncourt

Philosophen Protagoras († um 410 v. Chr.), dem dann der röm. Baumeister und Architektur-Lehrer Vitruvius († 14 v. Chr.) gefolgt ist, oder ob nur ganzzahlige reine Musik-Intervalle – *Oktave* $1/2$, *Quint* $2/3$ und *Quart* $3/4$ – gemäß dem griechische Mathematiker Pythagoras († 510 v. Chr.) gelten dürfen, um Harmonie in der Baukunst zu erreichen. Die letztere Forderung ist vor allem in Italien (Leon Battista Alberti!) erhoben worden, wo man irrationale Zahlen in Bau-Proportionen abgelehnt hat. Leonardo da Vinci (1452–1516) hingegen hat eindeutig für Vitruv Partei ergriffen, wie eine von ihm geschaffene Federzeichnung von 1491 klar belegt. Die Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck ist deutlich erkennbar als ein Bauwerk nach Menschen-Maß, d.h. auch nach göttlichem Maß. (Abb. 3)

Das Land Steiermark, das Österreichische Bundesdenkmalamt, die Stadt Bruck an der Mur, Firma ASFINAG und die Geschwister Harnoncourt fördern das Projekt sehr großzügig. Das Stift Admont, Helmut List, RLB, Energie Steiermark, Concentus Musicus, Familie Friedrich Mayr-Melnhof, Salzburg, und Styria-Media AG

beteiligen sich als Sponsoren bzw. Förderer. Das Aufkommen durch private Spender und Spenderinnen übertrifft alle Erwartungen. Ihnen gebührt allergrößter Dank!

Das Benefizkonzert „Mozart!!! – Die drei letzten Sinfonien von W. A. Mozart“, das Nikolaus Harnoncourt und sein Concentus Musicus für die Wiederherstellung der Hl. Geist-Kapelle in Bruck gestiftet hat, wird als DVD vom Förderverein herausgegeben. Diese DVD ist im Handel nicht erhältlich, sondern nur als Dankesgabe für eine Zuwendung von wenigstens EUR 38,- (+ EUR 2,- für den Versand) zu haben. Interessenten sollen sich an den Förderverein wenden:

- Dr. Philipp Harnoncourt,
Riesstraße 24,
8010 Graz,
- Mag. Irmengard Kainz,
Rathaus, Koloman-Wallisch-Platz 1,
8600 Bruck a. d. Mur

1 Frank Zöllner: Anthropomorphismus in Architektur und Architekturtheorie – Von Vitruv bis Le Corbusier, in: Otto Neumaier (Hg.): Ist der Mensch das Maß aller Dinge? Möhnesee 2004 (= Arianna. Wunschbilder der Antike, Bd. 4), S. 307–344.

Generations unserer Mieter wissen
Substanzerhalt mit respektvoller
Modernisierung zu schätzen

GENERALI
Real Estate

www.generalirealestate.at

Anzeige

Die „Steine sprechen“ – wirklich! Das Neidhartgrab am Wiener Stephansdom

Zur Präsenz zweier „Liedermacher“ des 13. und 14. Jahrhunderts

Manfred Koller



Abb. 1: Neidhartspiel Veilchenschwank am Stefflkirtag am 10. Mai 2018, © Bildarchiv Manfred Koller

Tausende Menschen gehen täglich an der Südseite des Stephansdomes an dem zwischen dem Singertor und den Kapellen des Westteiles eingefügten Baldachingrab aus der Mitte des 14. Jahrhunderts vorbei. Zwanzig Jahre nach der ersten wissenschaftlich fundierten Restaurierung durch die Abteilung für Konservierung des Bundesdenkmalamtes gemeinsam mit der Wiener Dombauhütte haben sich die Schmutzbeläge der Großstadt wieder über die lebensgroße Liegefigur der Tumba mit ihren damals konservierten originalen Farbspuren gelegt. Mit dem Ersatz des zu wenig Schutz bietenden jüngeren Eisengitters soll jetzt eine Glasbrüstung mit erneuertem Taubennetz den Schutz verbessern und zugleich die Sichtbarkeit dieses wenig bekannten Juwels der Wiener Literatur- und Kunstgeschichte erhöhen (Abb. 2).

Das Neidhartgrab bei St. Stephan in Wien

Die erste genaue Abbildung der Liegefigur schon mit fehlendem Gesicht stammt von 1870 und erfolgte kurz

vor der durch einen Einsturz auf den Baldachin 1873 veranlassten Restaurierung¹. Die erste genaue Beschreibung bot die Kunsttopographie von 1931², aber in literarischen Texten des 15./16. Jahrhunderts und in Berichten und Wienführern vom 17. bis ins 19. Jahrhundert war das Neidhartgrab immer als Sehenswürdigkeit präsent³. Doch erst mit der genauen Untersuchung, Konservierung und Oberflächenreinigung mit Hilfe der Lasertechnik 1998–2002 wurden auch die Reste der ursprünglichen Farbgebung bekannt. Der mit Künstlerbaret dargestellt Neidhart Fuchs zeigte rosa Inkarnat und braune lange Haare, orangegelbes Nackentuch, gelbgrünes Baret, weißen Kopfpolster mit blauem Karomuster, orangen Schmuckgürtel (früher mit Metallauflagen?), azuritblaues langes Kleid (ehemals mit Mustern?), zinnoberrrote Tunika, gelben Wappenschild mit rotbraunem Fuchsrelief und grüne Standfläche⁴ (Abb. 3). Der Figurenstil, das Wappenrelief und der steinerne Fuchskopf an der Ecke des Dachfirsts am Säulnbaldachin über dem



Abb. 2: Wien, St. Stephan, Baldachin mit Neidhartgrab neben dem Singertor, Zustand 2002, © Bildarchiv Manfred Koller

Hochgrab weisen auf Zeit und Identität der Grabfigur hin: Neidhart Fuchs, „Hofnarr“ Herzog Otto des Fröhlichen (1333–1339). Die fragmentierte Reliefgruppe an der rechten Schmalseite der Tumba zeigt drei stehende und eine vor einer thronenden Figur kniende Gestalten, das verlorene Relief der Vorderfront stellte (nach Ogesser 1779) Szenen des Veilchentanzes und des Bauernkampfes aus der Neidhartdichtung dar⁵.

Zur großen Überraschung deckten sich die Ergebnisse der 2000 erfolgten anthropologischen Untersuchung der in der Tumba gefundenen Gebeine sehr gut mit den zahlreichen historischen Dokumenten zur Neidhart-Überlieferung vom frühen 13. bis ins 17. Jahrhundert: Zwei männliche Individuen, beide etwa 174 cm groß, 40–50 Jahre alt, deren Knochen mit der Radiocarbonmethode zwischen 1110–1260 bzw. 1340–1400 datiert werden konnten und ursprünglich in einem Erdgrab lagen⁶.

Bau- und kunsthistorische Forschungen konnten bestätigen, dass die Restaurierung von 1873 vor allem den Baldachin und die Höhersetzung der Tumbaplatte betraf. Der heutige Aufstellungsort des Kenotaphs ist durch Quellen des 15. Jahrhunderts gesichert und seine Skulpturen sind stilistisch um 1360/70 im Rahmen der sogenannten Herzogswerkstatt in Verbindung mit dem Bau des Singertors entstanden, wohl als Teil der neuen Langhausplanung von

St. Stephan durch Herzog Rudolf den Stifter. Damit erweist sich das Neidhartgrab als die einzige, noch am ursprünglichen Standort erhaltene Grabanlage des Domes⁷. Die im Druck befindlichen Beiträge zur internationalen Tagung über „St. Stephan in Wien. Die Herzogswerkstatt“ (Wien, Oktober 2016) werden dazu weitere Orientierungsmöglichkeiten bieten⁸.

Bemerkenswert ist noch, dass sich im Schutze des Grabbaldachins nur hier die farbige Außengestaltung des Stephansdomes erhalten hat: Helles Ockergelb mit breiten Weißfugen einer großen Quaderung für das 14. Jahrhundert (verdeckt) und darüber eine mittelgraue Steinfarbe mit schwarz-weißem Fugennetz in versetzten Reihen (Quadergröße ca. 60 × 90 cm). Dieser Farbbefund beweist, dass sich seit dem späteren 14. Jahrhundert an dieser Stelle ein Baldachin befunden hat⁹.

Neidhart von Reuenthal und seine Nachfolge

Der „letzte“ Minnesänger, Neidhart von Reuenthal, lebte um 1170–1240, war ein bairischer Ministeriale (Ritter), der um 1230 Bayern verließ und in seiner „Sommerliedern“ und „Winterliedern“ seiner freundlichen Aufnahme in Österreich literarische Kränze flicht¹⁰:

*...Frau Frohsinn zieht nun trauernd von Land zu Land/
auf der Suche nach jemand, der in ungetrübter Freude*



Abb. 3: Wien, St. Stephan, Liegefigur des Neidhartgrabes, ungefähre Rekonstruktion der originalen Farbgebung aufgrund der chemisch analysierten Befundreste, © Bildarchiv Manfred Koller

lebt./[...] Wer ist jetzt so freudenreich,/ dass sie sich seinem Gefolge anschließen könnte?/ Nur der Fürst Friedrich! [der Streitbare, der letzte Babenberger]/ Zu ihm möge sie kommen! [...] Jetzt hat sie ihre Späher nach Österreich ausgesandt./ [...] Sie und ihre Gespielinnen wollen an seinem Hof leben./[...]¹¹

So werden in den Winterliedern neben Wien mehrere Orte aus der weiteren Umgebung Wiens besungen wie das Tullner Feld, das Marchfeld, Atzenbruck, Zeiselmauer, Perschling oder Rust.

Des Reuentalers Lieder prägten eine Neidhartpoesie, deren literarische Typen seine Nachfolger über drei Jahrhunderte tradierten und lebendig hielten. Dazu gehört der Natureingang vieler Gedichte:

*Nun ist der kalte Winter längst vorbei,/ die Nacht ist kurz, der Tag wird länger,/ die wonnevolle Zeit beginnt,/ die allen Menschen Freude schenkt./ Die Vögel sangen nie so schön wie jetzt...*¹²

Weiters gehören das Lob standesgemäßer Kleidung und ebensolchen Umgangs sowie als Gegenbild die Bauernschelte der ungebildeten, groben und den ritterlichen Lebensstil nachäffenden „Dörper“ (Dörfler) zu den Kernthemen der Neidhartdichtung, etwa

*...Er und einer seiner Spießgesellen (namens Hohlerschwamm)/ sind ein Gespann, wie es niemand je gesehen hat./ Des einen Haar ist blond-, des andern braungelockt./ Er ist noch närrischer als der, der Frideruns Spiegel raubte,/ oder als die, die in Wien einst Harnische kauften./ Beider Brustpanzer sind schön/ mit Knöpfchen beschlagen,/ in zwei Reihen um den Hals herum, damit sie auch ja weithin funkeln./ Ihre Hüte, Röcke und Gürtel sind putzig,/ ihre Schwerter eins lang wie das andere, ihre Schuhe kniehoch bemalt./ So waren sie den Sommer über auf den Kirchtagen ausgestattet./ Eingebildet sind sie wie alle Dörper,/ weil sie glauben, man erwarte ihr Kommen im ganzen Traisental...*¹³

Als „Herr Nithart“ ist der Minnesänger auch im Kreise seiner Gefährten auf Blatt 81 der 137 Miniaturen der Manesseschen Liederhandschrift (Zürich, um 1300) dargestellt. Dieses Neidhartbild wurde zur Grundlage seiner vom 16. bis ins 19. Jahrhundert intensivierten Bildrezeption vor allem in Deutschland.¹⁴

Die nach dem Tod des Neidhart von Reental um 1240 über viele Generationen rezipierten und aktualisierten Neidhartlieder und Schwänke fanden über Generationen immer wieder neues Publikum. Dies beweisen der älteste deutschsprachige Dramentext des St. Pauler Neidhartspiels (Mitte des 14. Jahrhunderts) und die in Wolfenbüttel und Sterzing aus dem 15. Jahrhundert gefundenen Spieltexte¹⁵, ferner das 1491 in Wien gedruckte Narrenbuch (Abb. 4) und das Fastnachtspiel des Hans Sachs von 1557.¹⁶ Seit den 1960er Jahren wurde die germanistische



Abb. 4: Die Bauern attackieren das Neidhartgrab, Holzschnitt im Narrenbuch, Wien 1491, © Bildarchiv Manfred Koller

Neidhartforschung intensiviert bis zur Konzeption einer Datenbank durch die Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Krems¹⁷. Sensationelle Freskenfunde 1979 in Wien und die Untersuchung und Konservierung von Neidhartfresken in Tirol sowie des Neidhartgrabes bei St. Stephan in Wien boten 1998 und 2001 Anlass für Kleinausstellungen des Bundesdenkmalamtes in der Österreichischen Galerie im Unteren Belvedere.¹⁸ Ferner veranstalteten die Österreichische Akademie der Wissenschaften und das Bundesdenkmalamt 1999 gemeinsam ein interdisziplinäres Kolloquium in Wien, auf dem erstmals die literarische und die denkmalkundliche Überlieferung anhand der neuesten Neidhartforschungen und der in Deutschland, der Schweiz und Österreich erhaltenen Denkmale thematisiert wurde.¹⁹

Die Wandmalereien der Neidhartschwänke in Wien und Mitteleuropa

Den besten Beweis für die weite Verbreitung und hohe Popularität der Neidhartdichtungen bieten die Wandmalereien des 14. und 15. Jahrhunderts. Sie überwiegen die szenischen Reliefdarstellungen aus Stein wie am Wiener Grab oder in der Albrechtsburg in Meissen²⁰. Der erst 1979 entdeckte Bilderzyklus im heutigen Haus Tuchlauben 19 (seit der Restaurierung als Außenstelle des Wien-Museums öffentlich zugänglich) zeigt nicht nur die ältesten profanen Raumdekorationen in Wien, sondern gibt mit seiner Geschichte auch Einblick in Sozialgefüge und Wohnkultur der damals vom lukrativen Tuchhandel bestimmten Straße²¹. Anstelle der heutigen Fassade waren zwei schmale Häuser, dessen rechtes im ersten Obergeschoß den jetzt freigelegten „Tanzsaal“ enthielt. 1716 wurden beide Häuser um zwei Geschoße erhöht und erhielten die sichtbare symmetrische Barockfassade (Abb. 5). Der Wiener Ratsbürger Michel Menschein kaufte 1398 das Haus und war mit Sicherheit der Auftraggeber für dessen Umgestaltung. Er besaß in der Tuchlauben und deren Nachbarschaft vier Häuser, war fünfmal verheiratet und stirbt verschuldet vor 1420. Menscheins Haus in der Tuchlauben 19 wurde

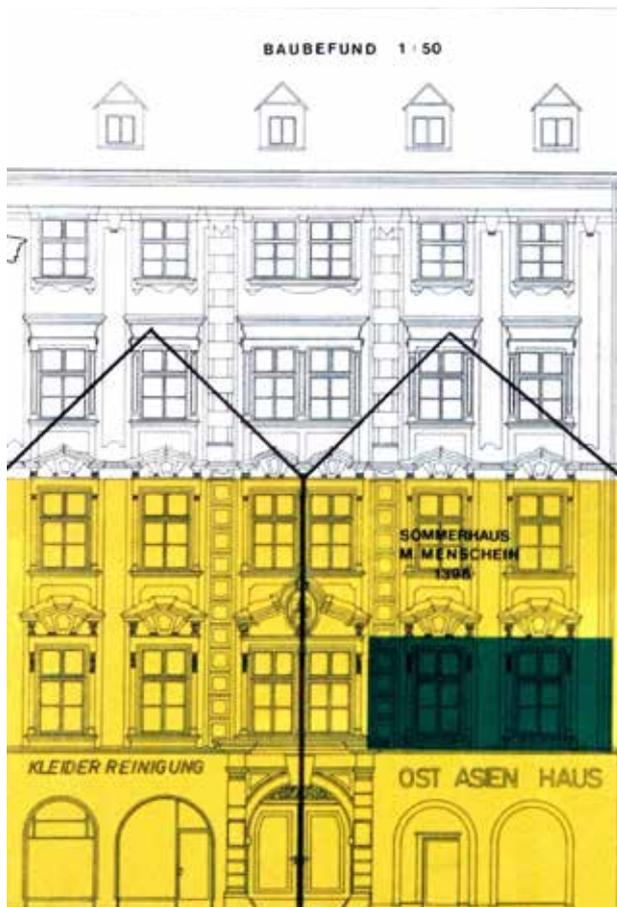


Abb. 5: Wien 1, Tuchlauben 19, Plan der Barockfassade von 1716 mit Schema der Bauten im 14. Jh., © Bildarchiv Manfred Koller

in Schriftquellen seit 1415 bis 1771 „Sommerhaus“ genannt, dasjenige mit seinem Gewandkeller auf Tuchlauben 20 schräg gegenüber hieß dagegen „Winterhaus“. An der Ecke zur Landskrongasse des 1902 an gleicher Stelle erbauten Nachfolgehauses erinnert eine vom Altbau übertragene Steinfigur eines Mannes in Winterkleidung über einem Wärmepfopf an seinen Vorgänger. Diese Hausnamen deuten auf die Wohnfunktionen im Wechsel der Jahreszeiten. Die Saaldekoration des Sommerhauses mit einem gemalten Wandbehang in der mittleren und unteren Wandzone und den figuralen Bildszenen im oberen Wanddrittel zeigen den Einfluss italienischer Raumausstattungen des späten Trecento und lassen sich durch die weiten Handelsbeziehungen des Tuchhändlers Menschlein erklären. Die Wandbilder zeigen ein Ballspiel, ein Liebespaar und vermutlich den aus den Neidhartliedern bekannten Spiegelraub (Abb. 6).

Die zweite Wandmalerei mit Neidhartthemen in Österreich entstand um die Mitte des 15. Jahrhunderts in der ehemaligen Burg Trautson bei Mühlbachl unterhalb von Matrei am Brenner²². Die Burg ist seit dem Bombenkrieg 1945 Ruine. Am teilzerstörten Palas kamen auf den verbliebenen Mauerresten Wandbilder mit dem Veilchen- und dem Fassschwank mit inschriftlichen Textzitatzen zu Tage, die gesichert und auf Leinwand übertragen werden konnten. Sie sind nach ihrer letzten Konservierung durch das

Bundesdenkmalamt in Wien²³ als Dauerleihgabe im Servitenkloster neben der Wallfahrtskirche Maria Waldrast oberhalb von Mühlbachl zu sehen (Abb. 7).

In der Ostschweiz sind gleich vier Wandbilder mit Neidhartthemen aus dem 14. Jahrhundert bekannt, wenn auch unterschiedlich (schlecht) erhalten²⁴. Im damals habsburgischen Diessenhofen nahe Schaffhausen wird die Darstellung des Veilchenschwanks in die Zeit um 1330 datiert. Aus der gleichen Zeit wurden in Zürich im Haus „Zum Brunnenhof“ (Brunngasse 8) 1995 und 1967 im Haus „Zum Griesemann“ (Glockengasse 2) jeweils Tanzszenen entdeckt, die an den Neidhart'schen Dörpertanz erinnern. Das 1849 in Winterthur in der Marktgasse 50 im Haus „Zum Grundstein“ entdeckte Wandbild des Veilchenschwanks ist nur in einer damals erstellten Nachzeichnung überliefert. Auch in einem Regensburger Bürgerhaus (Glockengasse 14) hat sich ein Neidharttanz aus dem Veilchenschwank erhalten, der als Folge seiner literarischen Verbreitung wohl in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren ist.²⁵ Als Seltenheit sind in diese profanen Wandbilder auch die Heiligen Alexius und Christophorus mit aufgenommen.

Die Wiederbelebung der Neidhartspiele 2002–2018

Das Kolloquium von 1999 ließ in Wien so etwas wie eine Neidhartgemeinde entstehen. So fand die von der Germanistin am Institut für Realienkunde der Akademie der Wissenschaften, Gertrud Blaschitz, geborene Idee einer Wiederaufführung des Neidhartspiels vom Veilchenschwank mit den an der Erforschung und Restaurierung der verschiedenen Neidhartdenkmäler unterschiedlich Beteiligten als Laiendarstellern große Zustimmung. Den Anlass ergab im April 2002 die Fertigstellung der Konservierung und Restaurierung der Neidharttumba und ihres Steinbaldachines am Stephansdom. Den äußeren Rahmen mit einem höheren Podium als Bühne stellte die Dompfarre im Rahmen des jährlichen Steffl-Kirtags auf dem Stephansplatz zur Verfügung, der mit dem historischen Neidhartspiel eröffnet wurde. Helmut Birkhan, Germanistikprofessor der Universität Wien und selbst Neidhartforscher²⁶, übernahm nicht nur die Rolle des Arztes, sondern gab der bunt zusammengewürfelten Truppe anfangs einen Schnellkurs zur Aussprache des Mittelhochdeutschen, im Besonderen zur Tiroler Variante des Sterzinger Neidhartspiels als konkreter Textvorlage.²⁷ Kostüme wie das Kleid der Herzogin, Helme, Kettenhemd und Schwerter der Ritter oder Lederwamse der Bauern kamen aus dem Leihhaus, das Übrige wurde selbst improvisiert, einschließlich des Kothaufens aus Polyurethanschaum. Unter der Spielleitung von Frau Blaschitz wurden die Rollen verteilt und im Rahmen von vier bis fünf im Churhaus bei St. Stephan abgehaltenen Proben einstudiert. Dabei fielen die textreichsten Rollen des Neidhart dem Dombaumeister Wolfgang Zehetner und der Herzogin dem Germanisten Michael Patscheider zu. Im Zuge der Proben zeigten sich unerwartete schauspielerische Talente, die die weniger Begabten ansportelten, wobei alle an ihrer Verwandlung großen Spaß hatten. Nicht deshalb, weil



Abb. 6: Wien 1, Tuchlauben 19, ehem. Sommerhaus des Michel Menschein, Neidhart-Wandbilder um 1400 im Tanzsaal, Reigen und Festmahl
© Bildarchiv Beate Sipek

die angesprochenen Menschenschwächen und –konflikte über 800 Jahre aktuell geblieben sind, wie die Eitelkeit der Höflinge, die Selbstüberschätzung der Dümmeren, die Geringschätzung der Frauen durch ihre Männer bis zur Abhängigkeit der Künstler von ihrem jeweiligen Patron. Zur authentischen Atmosphäre trug neben dem Neidhartgrab im Hintergrund vor allem die zeitgemäße Musikbegleitung durch das Wiener Ensemble *Sicut erat* bei. Dem Publikum des Stefflkirtags hatte das Spektakel offenbar gefallen, wenn man dem Applaus glauben durfte (Abb. 8).

Im September 2003 veranstaltete die Gemeinde Zeiselmauer-Wolfpassing, die in den Neidhartliedern mehrmals vorkommt, das dreitägige Fest „Tandaradei. 800 Jahre Walther von der Vogelweide“ zur Erinnerung an den urkundlich belegten Aufenthalt dieses vielleicht bekanntesten Minnesängers am 12. November 1203 in Zeiselmauer. Bei dieser Gelegenheit wiederholte dieselbe Spielgruppe den „Veilchenschwank“ Neidharts, diesmal unterstützt vom Musikensemble „Les Menestrels“. Zugleich fand am gleichen Ort ein wissenschaftliches Symposium zu Walther von der Vogelweide statt.



Abb. 7: Mühlbachl, Tirol, ehem. Burg Trautson, Neidhartwandbild Veilchen- und Fassschwank, um 1450 (jetzt in Maria Waldrast),
© Bildarchiv Manfred Koller

Die jüngste Wiederholung mit 23 (teilweise neuen) Mitspieler(inn)en in den Haupt- und Nebenrollen wurde im Mai 2018 wieder am Stefflkirtag geboten und bewies von neuem die Zeitlosigkeit der mittelalterlichen Schwanktradition und ihre Publikumswirkung (Abb. 1).

- 1 M., Beiträge zur Kunde der St. Stephanskirche in Wien. I. Neidhart's Grabmal. In: Mitteilungen der k. k. Zentralkommission XV, Wien 1870, S. XVII–XVIII; ebenda N. F. I, 1875, S. XXXIX–XL; Friedrich Dahm, Das „Neidhart-Grabmal“ im Wiener Stephansdom. Untersuchungen zur Bau- und Restauriergeschichte. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 123–155, hier S. 126 und 136.
- 2 Hans Tietze, Geschichte und Beschreibung des Stephansdomes in Wien, Österr. Kunsttopographie XXIII, Wien 1931, S. 437–439.
- 3 Richard Perger, Neidhart in Wien. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 112–122.
- 4 Manfred Koller, Hans Nimmrichter, Das Neidhart-Grabmal bei St. Stephan. Ausstellungsfolge Bedeutende Kunstwerke, gefährdet – konserviert – präsentiert, Nr. 12, Österreichische Galerie, Wien 1998; Manfred Koller, Untersuchung und Restaurierung von Bildwerken des Neidhartkreises in Wien und Tirol. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 278–290.
- 5 Richard Perger, Neidhart in Wien. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 112–122, hier S. 120.
- 6 Karl Großschmidt, Die Skelettreste des Minnesängers Neidhart von Reuental und dessen Epigonen Neithart Fuchs. Eine Identifizierung. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 156–170.
- 7 Friedrich Dahm, Das „Neidhart-Grabmal“ im Wiener Stephansdom. Untersuchungen zur Bau- und Restauriergeschichte. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 123–155.
- 8 Barbara Schedl (Hg.), Tagungsbeiträge „St. Stephan in Wien. Die Herzogswerkstatt“, Wien 2016 (erscheint 2018).
- 9 Manfred Koller, „Diese Farbenkruste wurde hinweggeräumt“. Die einstigen Farben des Wiener Stephansdomes. In: Der Dom 2/2002, S. 6–8, und in: Restauro 2/2004, S. 118–125.
- 10 Dieter Kühn, Neidhart und das Reuental. Eine Lebensreise, Frankfurt 1988 (Fischer Taschenbuch 13335, 2004).
- 11 Neidhart von Reuental. Lieder (Mittelhochdeutsch – Neuhochdeutsch), übersetzt und herausgegeben von Helmut Lomnitzer, Reclam Taschenbuch 6927, Stuttgart 1984, hier S. 71.



Abb. 8: Neidhartspiel Veilchenschwank am Stefflkirntag, April 2002, © Bildarchiv Manfred Koller

- 12 Deutscher Minnesang (1150–1300), hg. Friedrich Neumann (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7857), Stuttgart 1978, hier S. 95; Dieter Kühn, Neidhart und das Reuental. Eine Lebensreise, Frankfurt 1988 (Fischer Taschenbuch 13335, 2004), hier S. 21.
- 13 Neidhart von Reuental. Lieder (Mittelhochdeutsch – Neuhochdeutsch), übersetzt und herausgegeben von Helmut Lomnitzer, Reclam Taschenbuch 6927, Stuttgart 1984, hier S. 81.
- 14 Ewald M. Vetter, Die Rezeption der Bilder. In: Die große Heidelberger Liederhandschrift. Texte. Bilder. Sachen, Ausst. Kat. Heidelberg (Braus ed.) 1988, S. 153–223, hier S. 207 und 222.
- 15 John Margetts (Hg.), Neidhartspiele. Wiener Neudrucke, Bd. 7, hg. von Herbert Zeman, Graz 1982.
- 16 Richard Perger, Neidhart in Wien. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 112–122.
- 17 Helmut Birkhan (Hg.), Neidhart von Reuental. Aspekte einer Neubewertung, Wien 1983; Gertrud Blaschitz (Hg.), Neidhartrezeption in Wort und Bild (Akten der Tagung Wien 1999). Medium aevum quoditium, hg. Gerhard Jaritz, Sonderband X, Krems 2000.
- 18 Manfred Koller, Hans Nimmrichter, Das Neidhart-Grabmal bei St. Stephan. Ausstellungsfolge Bedeutende Kunstwerke, gefährdet – konserviert – präsentiert, Nr. 12, Österreichische Galerie, Wien 1998; Gertrud Blaschitz, Manfred Koller, Gotische Wandmalereien aus der Burg Trautson bei Matrei am Brenner. Ausstellungsfolge Bedeutende Kunstwerke, gefährdet – konserviert – präsentiert, Nr. 13, Österreichische Galerie, Wien 2000/2001.
- 19 Gertrud Blaschitz (Hg.), Neidhartrezeption in Wort und Bild (Akten der Tagung Wien 1999). Medium aevum quoditium, hg. Gerhard Jaritz, Sonderband X, Krems 2000.
- 20 Erhart Jöst, Wiltu neidhart wissen... Der Reliefzyklus an der Meißener Albrechtsburg. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 210–218.
- 21 Eva M. Höhle, Oskar Pausch, Richard Perger, Die Neidhart-Fresken im Haus Tuchlauben 19 in Wien. Zum Fund profaner Wandmalereien der Zeit um 1400. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege XXXVI, Wien 1982, S. 110–143; Gertrud Blaschitz, Barbara Schedl, Die Ausstattung eines Festsalles im mittelalterlichen Wien. Eine ikonologische und textkritische Untersuchung der Wandmalereien des Hauses „Tuchlauben 19“. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 84–111.
- 22 Elga Lanc, Neidhart-Schwänke in Bild und Wort aus der Burg Trautson bei Matrei. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 71–83.
- 23 Gertrud Blaschitz, Manfred Koller, Gotische Wandmalereien aus der Burg Trautson bei Matrei am Brenner. Ausstellungsfolge Bedeutende Kunstwerke, gefährdet – konserviert – präsentiert, Nr. 13, Österreichische Galerie, Wien 2000/2001.
- 24 Roland Böhmer, Neidhart im Bodenseegebiet. Zur Ikonographie der Neidhartdarstellungen in der ostschweizer Wandmalerei des 14. Jahrhunderts. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 30–52.
- 25 Nikolaus Henkel, Ein Neidharttanz des 14. Jahrhunderts in einem Regensburger Bürgerhaus. In: Blaschitz 2000 (Nr. 11), S. 53–70.
- 26 Helmut Birkhan (Hg.), Neidhart von Reuental. Aspekte einer Neubewertung, Wien 1983.
- 27 John Margetts (Hg.), Neidhartspiele. Wiener Neudrucke, Bd. 7, hg. von Herbert Zeman, Graz 1982, hier S. 123–158.



Reithalle, V.d.Nüll und Siccardsburg 1854/1996 IOC/IAKS Award 2003 Postsparkasse PSK zum 100 jährigen Jubiläum von Otto Wagner 1904/2006 Wasserturm Wiener Netze 1895/2013

DENKMALSCHUTZ
MIT RESPEKT ZU NEUER NUTZUNG
GEPLANT

HOPPE 
architekten

Anzeige

HOPPE architekten ZT GMBH

www.hoppe.at

A-1010 Wien; Stubenring 4/13

43-1-89222 93-0

office@hoppe-architekten.at

Der Basilisk – eine gegenreformatorische Sage

Philipp Reichel-Neuwirth



Abb. 1: Steinfigur des Basilisken an der Fassade des Hauses Schönlaterngasse 7, © Philipp Reichel-Neuwirth

Das Basiliskenhaus ist eines der vielen kleinen Wiener Sehenswürdigkeiten abseits der Touristenströme und Schauplatz einer der fantastischsten Sagen Wiens: Die fabelhafte Geschichte eines giftig stinkenden Basilisken, einer Kreuzung aus einer Kröte und eines Hahnes, der im Brunnen eines Bäckers saß und von einem mutigen Bäckergesellen besiegt wurde. Der Bäckergeselle durfte, nachdem er dem Basilisken einen Spiegel vorgehalten und ihn somit unschädlich gemacht hatte, die Tochter des Bäckermeisters heiraten. Die Geschichte des Basilisken wird in zahlreichen Reiseführern und Sagensammlungen über Wien mehr oder weniger ausgeschmückt erzählt, so dass sie hier nicht weiter ausgeführt wird.

Die Sage wurde bereits naturwissenschaftlich durch die Faulgase des mittelalterlichen Untergrunds¹ oder sogar als Hintergrund einer realen Liebesgeschichte gedeutet². Was diese herkömmlichen Deutungen und Varianten der Sage nicht erwähnen, soll die folgende These dieses Textes ergänzen:

Die Basiliskensage in der Schönlaterngasse könnte der gegenreformatorischen Propaganda gegen die Wiener

Protestanten im Jahr 1577 gedient haben. Mit dem Basilisken wären demnach die Lutheraner gemeint, welche ab 1577 aus Wien vertrieben wurden.

An der Fassade des Hauses Schönlaterngasse 7 befindet sich ein Wandbild mit einer Darstellung des Bäckergesellen und des Basilisken sowie einer Inschrift. In der Nische oberhalb des Wandbildes befindet sich eine Steinfigur des Basilisken (siehe Abb. 1³).

Lesen wir die Inschrift (vgl. Foto Abb. 2):
„Anno Domini MCCII wardt erweldt Kayser Friedrich II. Unter seinem Regiment ist von einem Hann entsprungen ein Basilisc, welcher obenstehender Figur gleich; und ist der Brunn voll angeschütt worden mit erden, darinnen selbiges Thier gefunden worden ist; ohne Zweifel, weil es seyner giftigen Aygenschaft, vil Menschen gestorben und verdorben seynd. Renovirt A. 1577 durch den Haus-Herrn Hanns Spannring, Buchhandler. Abermals renoviert 1932. Renoviert 1965“

Nehmen wir an, dass diese Inschrift, die zuletzt 1965 renoviert wurde, den Text der Gedenktafeln und Freskobildern,

welche an diesem Haus davor an seiner Stelle angebracht waren und seit 1577 immer wieder erneuert und ersetzt wurden,⁴ im wesentlichen übernommen hat, dann finden wir ausreichend Hinweise für eine gegenreformatorische Verwendung:

1) Friedrich II.

Der berühmte mittelalterliche Kaiser (1194–1250) dürfte der katholischen gegenreformatorischen Seite als Vorgesichte zur „ketzerischen“ Reformation im 16. Jahrhundert gedient haben. Die Sage wurde vermutlich bewusst mit dem Jahr der Königswahl und somit mit der Kaiserkrönung in Zusammenhang gebracht.⁵

Über Friedrich II.:

„Der (...) Kampf gegen den Herrschaftsanspruch der Papsttums, der in schroffster Form vorgetragene Anspruch auf das Imperium Mundi, die Usurpation des Glaubens an die göttliche Ordnung (...) – das alles sind Vorwegnahmen einer späteren ‚natürlichen‘ Entwicklung, wie sie die großen Reformatoren und ‚Ketzer‘ der Geschichte kennzeichnen.“⁶

Friedrich II. dürfte noch im 16. Jahrhundert als Feindbild der Papstkirche verstanden worden sein. Die einflussreiche Stadtchronik Wiens (*Vienna Austriae*, 1545) von Wolfgang Lazius (1514–1565) erwähnt allerdings die Exkommunikation von Kaiser Friedrich II. nur beiläufig, und außerdem im Zusammenhang mit dem österreichischen Herzog Leopold VI. (1176–1230), welcher als Vermittler zwischen Papst und Kaiser auftrat.⁷ Eben in dieser Stadtchronik wird das „Entdecken“ des Basilisks am Haus zum Roten Kreuz⁸ zum ersten Mal kurz angemerkt: *ad rubram crucem, ubi basiliscus repertus*.⁹

Dass, wie auf der Inschrift steht, „unter seinem Regiment von einem Hahn ein Basilisk entsprungen sei“ und der „Brunnen des Basilisken voll angeschüttet wurde“, könnte allgemein bedeuten: Mit Friedrich II. begann der Widerstand gegen die Papstkirche, der nun (1577) ein Ende hat.

2) Der Basilisk

Mitte des 16. Jahrhunderts wurde eine ähnliche Basiliskengeschichte für Magdeburg erzählt, und zwar in einer Schrift des evangelischen Theologen Erasmus Alberus (1500?–1553), die vielleicht auch der Buchhändler und Hausbesitzer des Basiliskenhauses Hanns Spanning in Wien im Jahr 1577 in Händen gehalten haben könnte: *Vom Basilisken zu Magdeburg Jtem vom Hanen eyhe, daraus ein Basilisck wirt, mit seiner Bedeutung aus der heiligen Schrift. Hamburg 1552*.

Alberus erzählt zu Beginn von einem Vorfall in Magdeburg, wo die Gär-Gase eines Kellers (u. a. vom Sauerkraut) für den Tod einiger Menschen verantwortlich waren. Da dieses Ereignis aber auch mit einem Basilisken in Verbindung gebracht wurde, beginnt Alberus den Vorfall

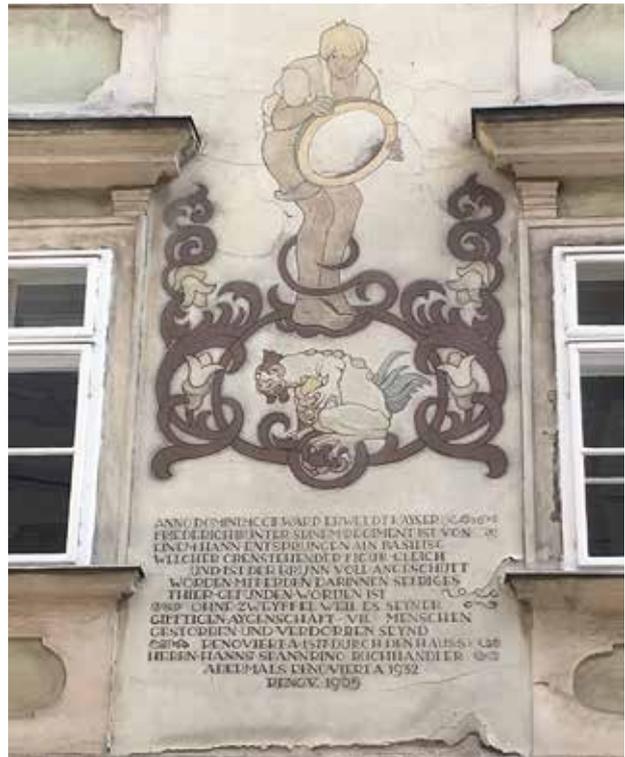


Abb. 2: Wandbild und Inschrift an der Fassade des Hauses, © Philipp Reichel-Neuwirth

symbolisch gegen die Papstkirche zu deuten. Die Schrift ist seinem Lehrer Caspar Aquila (1488–1560) gewidmet und hat einen theologischen Konflikt rund um das *Augsburger Interim* von 1548 als Hintergrund. Darin folgt er der Unterscheidung Luthers zwischen „Gesetz“ und „Evangelium“, wonach das Gesetz allein nichts ist, wenn nicht das Evangelium als Gnade und unmittelbare Botschaft Jesu Christi das Gesetz aufhebt und bewahrheitet. In dieser Schrift vergleicht Alberus das Gesetz mit dem Hahngeschrei, und den Basilisken, der aus dem Ei des Hahnes schlüpft, mit dem Tod. Wo hingegen nach Alberus eine Ei-legende Glucke sinnbildlich für das Evangelium steht. Hier im Folgenden ein paar Passagen:

*Was aber es bedeutet/ das ein Hahn ein Eyhe legt/ wenn er alt ist/und aus demselben ein Basilisck wirt/ dem hab ich nachgedacht/und die Bedeutung funden/ die sich mit der heyligen Schrift allenthalben reimet/ wie nochfolgt.*¹⁰

*Wenn die Predigt des Gesetzes im Menschen überhand nimpt und veraltet/das ist/ wenn der Mensch nichts mehr höret denn das Gesetzes/wenn nichts vom Evangelio/Sölche Gesetz Prediger legen Basiliscke Eyer/denn ihre Predigt wircket den Todt.*¹¹

*Im Papstthumb waren alle Prediger Gesetzprediger/und zu Warzeychen steht schier off allen Kirchen ein Han/das ist der Gesetzprediger.*¹²

*Der Basilisck (Bapst hett ich schier gesagt) sey so giftig und bös (...)*¹³

*Man sagt auch/wann der Basilisk in ein Spiegel sihet/ so sterbe er. Welche ich wol nirgends gelesen/habe aber fürwar gehört/es sey zu Hall in Sachsen ein Basilisk in ein Saltzborm gewest/der habe sich an ein Spiegel zu Tode gesehen. So kann man fein durch den Spiegel die Klarheit des heyligen Evangelii verstehn/ darin sich die Sünde zu Tode sihet.*¹⁴

Dieses teuflische Fabelwesen wurde zur Zeit der Konfessionskonflikte wechselseitig als „Feindbild“ eingesetzt. Während unter Anderen sowohl der radikalreformatorische Thomas Münzer¹⁵ als auch der katholische spanische Historiker Baltasar Obregón¹⁶ im 16. Jahrhundert Luther einen Basilisken nennen, bezeichnet Luther wiederum die Juden in *Von den Juden und ihren Lügen (1543)* Basilisken.

Der Basilisk wurde im 16. Jahrhundert offensichtlich, wie der Teufel selbst, als Symbol für die Ketzerei eingesetzt, allerdings auch als Symbol für die Pest. Das Zuschütten des Basiliskenbrunnens könnte im Jahr 1577 demnach die Erstickung einer feindlichen Konfession in Wien, daher des lutherischen Augsburger Bekenntnisses, bedeuten.

3) Das Jahr 1577

In dem Jahr begann in Wien die Gegenreformation. Als ein Jahr zuvor 1576, der evangelisch gesinnte Kaiser Maximilian II. (1527–1576) starb und seine katholischen Söhne Rudolf II. (1552–1612) als Kaiser und Ernst (1553–1595) als Statthalter in Österreich die Macht übernahmen, wurden Maßnahmen gegen die Lutherische Kultur in Wien gesetzt: das evangelische Zentrum im Landhaus wurde aufgelöst, der einflussreiche Josua Opitz (1542–1585) und andere evangelische Prediger ausgewiesen, die Stadtregierung re-katholisiert, lutherische Hausgottesdienste verboten und das protestantische Auslaufen (das Ausweichen auf außerstädtische evangelische Herrensitze) untersagt.¹⁷ Gut möglich, dass der Hauptakteur dieser frühen Gegenreformation, der Jesuit Georg Scherer (1540–1605), hinter der propagandistischen Verwendung der lokalen Sage steckt. Georg Scherer war der Mentor des „Masterminds“ der späteren Hochphase der Gegenreformation im 17. Jahrhundert, Melchior Khlesl (1552–1630), welcher übrigens als protestantischer Bäckerssohn aufwuchs und durch Scherer zum Katholizismus konvertierte. In der Basiliskensage ist es ein Bäcker-geselle, welcher dem Basilisken den Spiegel vorhält und somit besiegt. Ein Zufall?

4) Der Ort

Das Haus stand 1577 inmitten der aufkommenden Gegenreformation im immer stärker jesuitisch dominierten Universitätsviertel. Der Basilisk wird ab dem 17. Jahrhundert das Jesuitenkollegium in der Schönlaterngasse als Nachbarn und den Rücken der Jesuitenkirche praktisch „vor Augen“ haben. Sahen die Jesuiten in einer vage überlieferten mittelalterlichen Sage in ihrer Nähe das Potential,

sie „aufzuwärmen“ und als Siegesgeschichte des Papsttums über Luther anhand eines gegnerischen Narratives (Alberus’ Magdeburger Basilisken) umzudrehen? Als Warnung für Bürger und Studenten, die noch Anhänger Luthers wären? Wurde der in der Inschrift genannte Buchhändler Hanns Spannring¹⁸ von seinen mächtigen Nachbarn davon überzeugt, ein Denkmal des Sieges über Opitz und die Protestanten an seinem Haus gestalten zu lassen? Oder ließ er es als versteckten Widerstand anbringen, und die Sage könnte aus der Sicht der Protestanten so verstanden werden: die Geburt des Basilisken entspricht der Thronfolge des katholisch gesinnten Rudolf II. auf seinen protestantischen gesinnten Vater Maximilian II. im Jahr 1576?

Es bleiben Fragen zu beantworten, aber im Zusammenhang mit dem ortsnahen und fragmentierten Fresko der „Kuh am Brett“ in der Bäckerstraße, die ebenfalls als Ausdruck des Wiener Konfessionskonfliktes des 16. Jahrhunderts verstanden wird, können wir den Basilisken in der Schönlaterngasse für das Jahr 1577 wohl kaum einfach bloß für eine unterhaltsame Sage annehmen.

Quellen:

Alberus, Erasmus: Vom Basilisken zu Magdeburg. Item vom Hanen eyhe / daraus ein Basilisk wirt / mit seiner Bedeutung aus der Heiligen Schrift. An den standhaftigen Bekenner Christi M. Caspar Aquilae geschriebe(n) / Löw, Hamburg 1552

Lazius, Wolfgang: Vienna Avstriae: rerum Viennensium Comentarj in Quatuor Libros distincti, in quib. celeberrimae illius Austriae ciuitatis exordia, uetustas, nobilitas, magistratus, ... explicantur. Oporinus, Basel 1545

Literatur:

Heinisch, Klaus (Hg.): Kaiser Friedrich II. Sein Leben in zeitgenössischen Berichten. dtv Dokumente, München 1977

Leeb, Öhlinger, Vocelka (Hg.): Brennen für den Glauben. Wien nach Luther. Katalog zur Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, Wien 2017

Reynolds, Winston: Martin Luther and Hernán Cortés: Their Confrontation in Spanish Literature. Hispania. Vol. 42, No. 1 (Mar., 1959)

Suess, Eduard: Der Boden der Stadt Wien. Braumüller, Wien 1862

Szegö, Johann: In Wien ist der Teufel los: Die Wahrheit über Wiens sagenhafte Orte. Metro Verlag, Wien 2015

1 SUESS: 142 f.

2 SZEGÖ

3 Stammt sie aus dem 13. Jh.? SUESS ebd.: „Die bei folgende Figur (sic!) wird hinreichen um zu zeigen, dass dieser Gegenstand wirklich das Originale sei, welches man im J. 1212 in dem Brunnen fand. Es ist derselbe nämlich gar nichts anderes als ein solches Aggregat von Sandstein - Sphaeroiden, genau mit den fossile Pflanzen enthaltenden Sphaeroiden vom Arse nale und von anderen Orten übereinstimmend, dem man eine Krone, einen Schnabel und einen Schweif von Blech angefügt hat.“

- 4 <https://www.wien.gv.at/wiki/index.php?title=Basilikenhaus> (Abruf 29.5.2018)
- 5 Auf der heutigen Inschrift wird 1202 statt 1212, dem tatsächlichen Wahljahr zum römisch-deutschen König und somit zur Vorbereitung zur Kaiserkrönung 1220 angegeben. Laut der Publikation von August Schimmer: Wien seit sechs Jahrhunderten: eine chronologische Reihenfolge von Thatsachen, Begebenheiten und Vorfällen in Wien von 1200 bis auf die neuere Zeit. M. Kuppitsch 1847 wird die Königswahl noch korrekt mit 1212 angegeben. Hat man sich aus Platzgründen bei den Renovierungen im 20. Jh. ein „X“ erspart?
- 6 HEINISCH: 318
- 7 LAZIUS: 90
- 8 Ob die Heiligenkreuzer Zisterzienser, welche ab dem 17. Jh. den Heiligenkreuzer Hof neu gestalten ließen und somit unmittelbare Nachbarn des Basilikenhauses waren, auch eine Rolle in der Tradierung der Basilikensage spielten, bleibt zu erforschen. Die Zisterzienser waren in der 2. Hälfte des 16. Jh. von personellen Krisen und internen Auseinandersetzungen geprägt, weswegen ich eher von den erstarkenden Jesuiten als Triebkraft hinter der gegenreformatorischen Verwendung der Sage ausgehe.
- 9 LAZIUS: 132
- 10 PDF Scan S. 13. Im Folgenden werden immer die PDF-Seiten des Scans in Fußnote angegeben, da es sich um eine nicht mit Seiten-

- zahlen versehene Quelle handelt. Die Orthographie und Satzzeichen folgen der Quelle, Groß- und Kleinschreibung wurden aber angepasst.
- 11 ebd. 17
- 12 ebd. 25f.
- 13 ebd. 33
- 14 ebd. 35
- 15 Thomas Münzer: Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit verkehrter Weise durch den Diebstahl der Heiligen Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlichen besudelt hat. <https://www.historicum.net/themen/reformation/reformation-sozialgeschichtlich/2-partizipationsforderungen/c-bauern/quellen/artikel/hoch-verursach/> (Abruf 29.5.2018)
- 16 vgl. REYNOLDS
- 17 vgl. u. a. Leeb: 2017
- 18 Auch dieser Person wäre in weiterer Forschung nachzugehen.



BURG STRECHAU



www.burg-strechau.at

1. Mai bis 31. Oktober, Di – So, ausschließlich geführte Besichtigungen.
 Führungszeiten: 10.00, 11.00, 12.00, 13.00, 14.00, und 15.00 Uhr
 Für Gruppen ab 10 Personen sind nach Voranmeldung auch Führungen außerhalb dieser Zeiten möglich.

Räume sind für Festlichkeiten mietbar.

Informationen, Anmeldung: 0650/2348461

Buchbesprechungen

Gabriel Kerschbaumer, Hochalpine Architektur, Wien 2017, Verlag Klein Publishing GmbH, 208 Seiten (ISBN 978-3-903015-09-8)

Das von Gabriel Kerschbaumer vorgelegte Buch basiert auf der gleichnamigen Diplomarbeit des Autors an der Technischen Universität Wien. Es gehört zu den wenigen Werken, die sich mit der Entwicklung einer sehr spezifischen Architektur – der hochalpinen Architektur – auseinandersetzen.

Kerschbaumer untersucht die grenzüberschreitende Entwicklung der Gebirgshütten im gesamten Alpenraum, stellt Verknüpfungen her und zeigt ortsspezifische Sonderfälle. Bereits im 19. Jahrhundert wurde die erste Berghütte im Mont Blanc-Massiv errichtet. Deren Teile fertigte man im Tal vor und trug sie auf den Berg hinauf, wo das Gebäude anschließend zusammengesetzt wurde.

Beginnend von den frühen, meist an Felswände geduckten Hütten – die mehr einem Unterstand glichen – bis zu freistehenden hochtechnisierten Gebäuden wird die Entwicklung aufgezeigt.

Um 1900 setzte großflächig die Errichtung von freistehenden Berghütten ein. Unter anderem entstanden auch luxuriöse Bauten, wovon die seit 1997 unter Denkmalschutz stehende, 1897 und 1910 erweiterte Berliner Hütte bei Mayerhofen in den Zillertaler Alpen hervorzuheben ist. Ihr Prunkstück ist der beeindruckende Speisesaal, der durch riesige Luster erleuchtet wird und eine Raumhöhe von etwa fünf Metern aufweist. Ein eigenes E-Werk dient seit über 100 Jahren zur kompletten Elektrifizierung. Wie in der Berliner Hütte wurden um 1900 zahlreiche Berghütten mit Dunkelkammern ausgestattet, die der stetig wachsenden Zahl von Fotografen die Entwicklung ihrer Werke bereits vor Ort ermöglichten.

Neben der Darstellung verschiedener Hüttentypen, die teils als regelrechte Musterbauten entwickelt wurden, kommt auch die regionale Materialwahl zur Sprache. So finden sich Holz, Stein, Metall, Kunststoff oder auch die verschiedensten Kombinationen dieser Materialien wieder. Hervorgehoben werden auch die Architekten, die sich dem Bauen im Gebirge annahmen. So erfahren die Leser und Leserinnen, dass sich auch teilweise sehr bekannte Architekten mit der Entwicklung und dem Bau von

Gebäuden für das mehr oder weniger Extreme beschäftigt haben. Darunter so bekannte Namen wie Clemens Holzmeister, Luis Trenker (er war eigentlich Architekt und arbeitete mit Holzmeister zusammen), Pierre Janneret, Carlo Molino, Gio Ponti, Jakob Eschenmoser, ...

Ein eigenes Kapitel ist den experimentellen Bauweisen und neuen Materialien ab den 1930er-Jahren gewidmet. Der Autor stellt dazu das Werk des französischen Architekten Paul Chevallier vor, der sich auf den Hüttenbau spezialisierte und mit neuen Baustoffen wie Duraluminium und verschiedenen Verbundmaterialien zur Isolierung experimentierte. Zu dieser Zeit entwickelten sich neue Formen, die vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg

zu vollkommen neuen Hütten führen sollten. Hier sei der Schweizer Jakob Eschenmoser hervorzuheben, der mit polygonalen Grundrissen von der traditionellen Bauweise des Schweizer Heimatstils zur Moderne überleitete.

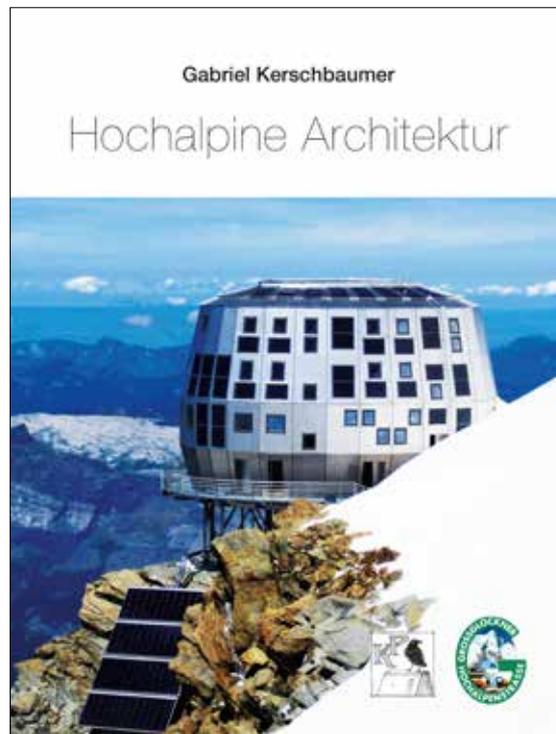
Gabriel Kerschbaumer vergisst auch nicht auf die aktuellen Tendenzen im heutigen Hüttenbau – die mehr einem Hightech-Experimentallabor gleichen – aufzuzeigen.

So werden einerseits unterschiedliche Möglichkeiten des umweltbewussten Bauens dargestellt, andererseits kommen die heutigen Ansprüche an die Technik, wie der Umweltschutz, nicht zu kurz. Der Autor verdeutlicht, wie sehr heutige hochalpine Hütten mit hochtechnisierten Maschinen

vergleichbar sind. So wird auf Wasser, Abwasser, Fäkalien, Müllreduktion und -entsorgung eingegangen. Solarenergie ist selbstverständlicher Standard. Als State of the Art ist das Schiestlhaus in der Hochschwabgruppe derzeit zu bezeichnen, das als erstes hochalpine Passivhaus gilt. Es ist zu 100% energieautark inklusive Trinkwasserversorgung und Abwasserentsorgung. Spannend bietet sich der Blick auf die jüngsten Entwicklungen und der Ausblick auf diese verhältnismäßig junge Disziplin der Architektur.

Das Buch erweckt die Neugier, die hochalpine Architektur der Berghütten möglichst bald aus einem neuen Blickwinkel selbst vor Ort in Augenschein zu nehmen.

Rezensiert von Christoph Freyer



SOS Brutalismus. Eine internationale Bestandsaufnahme. Hg. von Oliver Elser, Philip Kurz, Peter Cachola Schmal, Park Books, Zürich 2017, 716 Seiten, 686 farbige und 411 sw Abbildungen (ISBN 978-3-03860-074-9)

Brutalismus – ein Begriff, der in der Architektur seit einigen Jahren virulent ist. Von allen Seiten – ob analog oder digital – hört und sieht man diesen Terminus und nimmt Bildsammlungen und Bücher zu diesem Thema unweigerlich wahr. Die einen hassen die „Betonklötze“, die anderen lieben sie.

Aber was steckt eigentlich hinter dem Phänomen der sogenannten Betonmonster? Meist sind sie aus Sichtbeton (frz. béton brut), woher sich auch der Begriff Brutalismus ableitet. Über mehrere Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts entstanden sie unter verschiedenen Gesichtspunkten zur jeweils aktuellen Architekturdebatte. Ab den 1950er-Jahren tauchten Begriffe wie New Brutalism und Brutalism auf, die von verschiedenen Architekten unterschiedlich interpretiert werden. Ab Mitte der 1960er-Jahre entstanden weltweit zahlreiche Sichtbetonbauten, die brutalistisch genannt werden, aber den Definitionen der britischen Architekten Alison und Peter Smithson oder dem Architekturkritiker Reyner Banham nicht mehr entsprachen. Und genau diese Werke sind das Ziel der Autoren des Buches. Wie liebevoll ihre Einstellung zu diesen äußerst vielfältigen und heute durch Abbruch und Refurbishment bedrohten Architekturen ist, lässt sich bereits am Kapitel „Die Monster funkeln SOS“ nachvollziehen.

Der Ausgangspunkt zu diesem umfangreichen Katalog war eine vom Deutschen Architekturmuseum (DAM) initiierte Datenbank, die als Work in Progress in Form eines Internetprojekts publiziert wurde. Gesammelt wurden hierfür internationale Bauten im Stil des Brutalismus. Anhand dieser anschaulichen Sammlung konnte schnell Einblick in die Vielfalt dieses Stils, die weltweite Verbreitung und die (Art der) Gefährdung der genannten Bauten aufgezeigt werden. Das Projekt wurde mit dem prägnanten Namen SOS Brutalism online-gestellt. In diesem Zusammenhang wurde auch der Hashtag #SOSBrutalism entwickelt.

Vier einleitende Essays, sechs Fallstudien und zahlreiche länderspezifische beziehungsweise kontinentale Beiträge gliedern das monumentale Buch. Alle 120 beschriebenen Gebäude sind – wie bereits in der Online-Datenbank – mit umfangreichen Beschreibungen angeführt, wozu auch der jeweilige Gefährdungsstatus gehört. Die über 100 Autoren zu den einzelnen Gebäudebeiträgen stammen aus den jeweiligen Ländern und sind daher mit der individuellen Problematik bestens vertraut.

Eröffnet wird das Thema des Brutalismus mit der Fragestellung, wie viele Brutalismen es eigentlich gibt. Auch die bestimmende Frage nach Denkmalwert und -erhalt wird bereits zu Beginn ins Zentrum gesetzt. Dabei wird



Abb. 1: Cover Ausstellungskatalog

Abb. 2: Minoru Yamasaki: Pahlavi-Universität (heute: Universität Schiras), Schiras, Iran, 1960–1979. Foto: Hamidreza Bani 2017

Abb. 3: Fritz Wotruba: Dreifaltigkeitskirche, Wien-Mauer, Österreich, 1971–1976. Foto: Wolfgang Leeb 2011

die beachtenswerte Rolle der Wüstenrotstiftung gewürdigt, die sich für die denkmalgeschützte Erhaltung von Gebäuden engagiert. Sie hat mittlerweile ihren Fokus auf Bauten die vornehmlich nach 1960 entstanden sind gerichtet, für die noch keine Routinen zur Bewahrung entwickelt wurden. In Österreich können wir von solchen Institutionen nur träumen.

Im Anhang des Kataloges befindet sich ein Auszug der Datenbank sosbrutalism.org, der 986 Projekte umfasst, die mit geografischen Koordinaten, Projekt- und Ortsnamen, Status (Gefährdung oder gar Abbruch) sowie den Entwurfs- und Baudaten wiedergegeben sind. Zusätzlich liegt dem Katalog der bisher unpublizierte 182 Seiten starke Tagungsband des internationalen Brutalismus-Symposiums in Berlin 2012 bei.

Der Katalog erschien zur Ausstellung „SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster!“ im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main (8. November 2017 bis 2. April 2018), die im Sommer 2018 auch im Architekturzentrum Wien mit einer Ergänzung um zahlreiche österreichische Beispiele präsentiert wurde (3. Mai bis 6. August 2018).

Der umfangreiche Katalog, wenn auch mit € 90, nicht gerade günstig, sollte Bestandteil jeder engagierten Bibliothek sein

Rezensiert von Christoph Freyer

Thomas Mitterecker, Großglockner Hochalpenstraße: Prestigebau des Ständestaates, Wien 2018, Verlag Klein Publishing GmbH, 179 Seiten, 151 Abb. (ISBN 978-3-903015-10-4)

Der Autor des vorliegenden Buches ist Diplom-Ingenieur der Architektur und Assistent am Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege an der Technischen Universität Wien. Seine Arbeit über die Geschichte der Großglockner-Hochalpenstraße ist aus seinem Forschungsschwerpunkt der Bauforschung und Dokumentation von denkmalgeschützten Objekten hervorgegangen. Tatsächlich ist das geniale historische Verkehrsbauwerk der Großglocknerstraße, das durchaus als Landschaftskunstwerk bezeichnen werden kann, erst im Jahr 2015 durch das Bundesdenkmalamt unter Denkmalschutz gestellt worden. Inzwischen wurde bei der UNESCO auch der Welterbestatus beantragt, über den noch 2018 entschieden werden soll. Die Glocknerstraße wäre damit die erste Panoramastraße, die den Titel *UNESCO World Heritage* zuerkannt bekommt.

Thomas Mitterecker gliedert sein Buch in drei Hauptabschnitte. Eingangs erfolgt eine detailreiche Darstellung der Situation Österreichs in der Zwischenkriegszeit der dreißiger Jahre. Als Reststaat nach dem Zerfall der

Österreichisch-Ungarischen Monarchie war das Land von Armut und Arbeitslosigkeit gekennzeichnet und von innen und außen bedroht. Unter diesen Bedingungen war Österreich *zunächst kein guter Boden für ein Projekt von der Dimension der Großglockner Hochalpenstraße*. Dass das Vorhaben überhaupt in Betracht gezogen und dann mit Beharrlichkeit weiter verfolgt wurde, ist nur zwei Persönlichkeiten zu verdanken, nämlich dem Planer und Bauingenieur Franz Wallack (1887–1966) und dem Salzburger Landeshauptmann Franz Rehrl (1890–1947). Für die Finanzierung entscheidend war Rehrls Idee, das Straßenbauprojekt, das eine Verbindung der Bundesländer Salzburg und Kärnten zum Ziel hatte, mit dem Bau eines großen Tauernkraftwerks zu verbinden. Damit konnte die deutsche AEG für eine Projektbeteiligung gewonnen werden.

Im zweiten Abschnitt des Buches wird die Baugeschichte der Großglockner-Hochalpenstraße behandelt. Bei der Trassierung der Scheitelstrecke entschied sich Ingenieur Wallack nicht nur aus finanziellen und bautechnischen Gründen, sondern auch aus ästhetischen Erwägungen für die landschaftlich vorteilhaftere Variante *I weil sie die schönsten Aussichten auf die Hohen Tauern bot*.

Als die AEG sehen musste, dass der Bau des Kraftwerks nicht in der geplanten Größe erfolgen konnte, stieg die Firma aus dem Syndikatsvertrag aus, und die bereits im August 1930 begonnenen Bauarbeiten an der Straße mussten aus finanziellen Gründen eingestellt werden. Sogar Ingenieur Wallack wurde vorübergehend gekündigt. Schon sprachen die Zeitungen von *gigantischem Skandal* und *verbrecherischem Leichtsinn* der Verantwortlichen, da bewirkte die Projektbeurteilung durch Leopold Oerley (1876–1936), den als Gutachter beauftragten Professor für Straßen-, Eisenbahn- und Tunnelbau an der Technischen Hochschule Wien, *die Glocknerstraße werde nach ihrer Fertigstellung nicht nur die landschaftlich schönste, sondern auch die technisch vollkommenste Straße sein, die über den Hauptkamm der Zentralalpen führt*, dass der soeben neu in sein Amt eingeführte Bundeskanzler Engelbert Dollfuß den Weiterbau befürwortete und der Ministerrat die Beschaffung der Mittel für die Wiederaufnahme der Arbeiten genehmigte.

Mit der Übernahme der Baukosten durch den Staat wurde die Glocknerstraße zu einem Prestigeprojekt. Die Ausführung der letzten Bauabschnitte wurde zu öffentlichen Inszenierungen benützt, wie die erstmalige Überwindung der Hohen Tauern mit einem Automobil der österreichischen Marke Steyr durch Wallack und Rehrl im September 1934 oder die Veranstaltung eines Automobilrennens anlässlich der Eröffnung am 3. August 1935 und schließlich der Errichtung eines Denkmals am Fuschertörl zur Erinnerung an den am 25. Juli 1934 ermordeten Bundeskanzler Dollfuß. Zur Eröffnung wurde eine aufwändige Propagandakampagne gestartet: 9.000 Festschriften und 80.000 Werbeprospekte in sechs Sprachen wurden verteilt. Der Erfolg übertraf die Erwartungen

Wallacks: Schon im ersten Jahr konnten über 130.000 Besucher gezählt werden. Nach Aufhebung der gegen Österreich gerichteten deutschen *1000-Mark-Sperre* im Jahr 1936 wurde der Großglockner zum Lieblingsziel der deutschen Touristen.

Ergänzend stellt der Autor im dritten Abschnitt des Buches die Repräsentation Österreichs in den dreißiger Jahren auf internationalen Ausstellungen dar, durch die das Interesse der Öffentlichkeit im Ausland für Österreich geweckt werden sollte und von denen man sich die Belebung wirtschaftlicher Beziehungen erhoffte. Seit 1935 wurde auch die neue Großglocknerstraße für diese Werbung eingesetzt, wie auf der 28. Internationalen Wiener Messe mit der Aufstellung von Dioramen und Fotos, ausgeführt von Architekt Alfred Keller und im Österreich-Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel mit einem 10 Meter langen Aquarell der Glocknerstraße, auf welchem ... die Illusion einer Autofahrt über diese einzigartige Alpenstraße hervorgerufen wurde. Einen Höhepunkt suggestiver Vermittlung bildeten die 30 Meter langen Fotomontagen der Glocknerstraße hinter der verglasten Fassade des österreichischen Pavillons von Architekt Oswald Haerdtl auf der Pariser Weltausstellung von 1937.

An den Schluss seines reichhaltig recherchierten und mit vielen Dokumentarfotos (20 teilweise großformatigen

Farbabbildungen, 120 Schwarzweißabbildungen sowie 12 Karten, Plänen und Grundrissen) illustrierten Buches stellt Thomas Mitterecker ein zusammenfassendes Resümee. Seine Untersuchungen zeigten, dass am Anfang des Projekts noch nicht jene identitätsstiftende Bedeutung Beweggrund des Baues war, die dem Werk in der Folge beigelegt wurde. Zunächst war der Bau der 57,6 km

langen Straße mit 67 Brücken und 3 Millionen Quadratmetern Straßenfläche ein für den Staat willkommenes Beschäftigungsprogramm, das 3.200 Arbeiter versorgte. Vor allem aber passte der vollendete Bau vollkommen in das Identitätsbild des autoritären Ständestaates, in welchem Kulturtradition, Heimatliebe, Naturverbundenheit und Gastfreundschaft besondere Priorität hatten und diese Assoziationen in der Fremdenverkehrswerbung massiv eingesetzt wurden.

Freilich war die Idee, ein genial gestaltetes Verkehrsbauwerk tourismusfördernd zu vermarkten, nicht grundsätzlich neu. In Österreich hatte bereits ein halbes Jahrhundert zuvor die Südbahngesellschaft unter ihrem Direktor Friedrich Schüler mit Hotelbauten an den schönsten Stellen

der Semmeringbahn, der Pustertal-Eisenbahn und an der Adria die Wirksamkeit der durch Verkehrswege erschlossenen Landschaftsschönheiten für den Fremdenverkehr erkannt und verwertet. Im Jahr 2012 zeigte Ausstellung österreichischer Fremdenverkehrsplakate „Willkommen in Österreich“ in der Nationalbibliothek in Wien die vielfältige Entwicklungsgeschichte der Fremdenverkehrswerbung in Österreich seit der Gründerzeit.





Sicherung *Restaurierung* *Erhaltung*

von technischen Denkmälern









HCBW Verkehrsbetriebe GmbH - Österreichs führender Vermieter historischer Autobusse

www.oldtimer-busvermietung.at

Ergänzend zu den Ausführungen Mittereckers sei auf den Bau der *Wiener Höhenstraße* hingewiesen, die vom ersten Spatenstich im Mai 1934 bis zur Eröffnung im Oktober 1935 in den gleichen Jahren entstand wie die Glocknerstraße. So wie diese war sie ein Prestige-Projekt des autoritären Ständestaates, ebenso wie diese darf sie als Werk baukünstlerischer Landschaftsgestaltung angesehen werden und gleichermaßen gilt heute für sie das Bestreben, sie denkmalpflegerisch zu erhalten.

Rezensiert von Mario Schwarz

Bernhard Mayrhofer, Stift Vorau. Die Bau- und Ausstattungsgeschichte, Passau 2017, Kunstverlag Preda Gregor e.K., 208 Seiten, 146 Abb., 4 Pläne (ISBN 978-3-89643-492-0)

Als der Traungauer Markgraf Otakar III. von Steiermark (um 1125–1164) im Jahr 1163 das Augustiner-Chorherrenstift Vorau gründete, stand er am Höhepunkt seiner politischen Erfolge: Über seine Mutter Sophie verwandt mit Kaiser Friedrich I. Barbarossa, hatte er durch Erbschaften riesige Gebiete in Friaul, Unterdrauburg, Marburg, Radkersburg und Tüffer und wichtige Ämter, wie die Vogteien über Pettau, St. Paul und Viktring in Kärnten oder das Schenkenamt in Aquileia erwerben können und nach dem Tode des letzten Grafen von Formbach auch das große Gebiet der Grafschaft Pitten seinem Herrschaftsbereich hinzugewonnen. Obwohl sein Land als *Karantansische Mark* dem Herzogtum Bayern lehnspflichtig war, wurde Otakar als *magnus princeps de Styria* nach seiner Stammburg Steyr betitelt und er war es, der das Pantherwappen zum Symbol seines Landes wählte. 1160 gründete Otakar das *Spital am Semmering* und in seinem letzten Lebensjahr das Kloster Seitz im südsteirischen Gebiet von Tüffer als erste Kartause im Heiligen Römischen Reich.

Dem Erzbistum Salzburg war die Stiftung von Vorau sehr willkommen, lag der Ort doch am äußersten Ostrand der Erzdiözese und dadurch weit entfernt vom Metropolitan-sitz Salzburg. Eine Klostergründung an dieser Stelle war mit den inkorporierten Pfarreien eine wichtige Unterstützung zur seelsorglichen Betreuung der Siedlungsgebiete nahe der Außengrenze des Reiches. Vorau wurde dem Erzbistum unterstellt und die ersten Chorherren unter Propst Leopold von Traföb wurden vom Domstift St. Rupert in Salzburg nach Vorau entsandt. Bereits 1172 erfolgte die Einweihung der Krypta, des ersten Bauabschnitts der Klosterkirche, zu Ehren des hl. Paulus, sie blieb bis 1335 Standort des Kenotaphs des Stifterpaares. Der tatsächliche Bestattungsort der Stifterfamilie ist allerdings bisher ungeklärt, da auch die Kartause Seitz den Anspruch erhoben hat, die Grablege der Stifter gewesen zu sein. Markgraf Otakar III. verstarb auf dem Weg zum Kreuzzug bei Fünfkirchen/Pécs in Ungarn.

Wohl noch vor 1200 wurde die romanische Stiftskirche als dreischiffige, flach gedeckte Pfeilerbasilika mit einem Westturmpaar nach dem Vorbild des Salzburger Domes errichtet. Der Bau der Krypta wird mit jener des Domes des Salzburger Eigenbistums Gurk in Verbindung gebracht, die 1174 geweiht wurde. Neben dem Chorherrenstift bestand ursprünglich in Vorau auch ein Chorfrauenstift, wie es den Gepflogenheiten dieser Ordensgemeinschaft entsprach. Allerdings dürfte dieses Frauenstift schon 1260 nach Kirchberg am Wechsel übersiedelt sein.

Ein Stiftsbrand, bei welchem Propst Bernhard 1237 sein Leben verlor, erforderte den Wiederaufbau, der 1257 mit einer Neuweihe vollendet wurde. Dabei fällt auf, dass als zweites Patrozinium neben dem der hl. Jungfrau Maria auch das des hl. Thomas erneuert wurde, das schon einer Vorgängerkirche an der Stelle des Stiftes aus der Zeit der Formbacher Grafen gegolten hatte.

Vor 1300 erfolgte unter Propst Konrad die Einwölbung des Langhauses der Stiftskirche und der Bau der Michaelskapelle *superius in basilica inter turres*. Wahrscheinlich war diese Kapelle die bauliche Erneuerung einer Emporenkapelle zwischen den beiden Westtürmen, die schon der Gründungsbau besessen hat. Die Klostergebäude waren um einen Kreuzgang angelegt, dessen romanischer Bau nicht erhalten, doch ähnlich jenem von St. Zeno in Reichenhall vorzustellen ist. Noch vor der Mitte des



Abb. 1: Stiftskirche Vorau, Blick gegen den Hochaltar, Foto: G. Preda

14. Jahrhunderts erhielt das Kloster eine wehrhafte Umfassungsmauer mit einem Torturm.

Nach einer Zeit vorübergehenden Niedergangs erfuhr Vornau unter dem erfolgreichen Propst Andreas von Prambeck (reg. 1433–1453), dem auch die Pontificalien verliehen wurden, einen Wiederaufstieg. Die Stiftsgebäude wurden mit dem Bau eines Dormitoriums, einer Infirmerie und der Prälatur erneuert, wie die älteste Bild Darstellung des Stiftes von 1452 zeigt. Angesichts der Türkengefahr wurde die Anlage mit Zwingern befestigt. Als die Türken 1529 und 1532 bis Vornau vorstießen, ließen sie von einem Angriff auf das stark befestigte Stift ab.

Wahrscheinlich waren statische Probleme die Ursache, weshalb der nördliche Westturm (Glockenturm) im Jahr abgebrochen und im Jahr 1597 *es fundamentis* neu erbaut werden musste. Im 17. Jahrhundert begann unter Propst Daniel Gundau die in mehreren Abschnitten erfolgte barocke Erneuerung des Stiftes. Nach der Errichtung der Vorgebäude wurde in einem Hofabstand zur Kirchenfassade die kastellartig von Ecktürmen flankierte Prälatur errichtet, deren Funktionsschema von Autor Bernhard Mayrhofer nach dem überlieferten Inventar erstmals rekonstruiert werden konnte. Während die frühbarocke Prälatur 1724 abgebrochen wurde, besteht der Komplex der Klausur südlich der Kirche bis heute. Ihr Bau ist durch dendrochronologische Befunde um 1634–1636 zu datieren. In drei Flügeln umschließt die Klausur einen dreigeschossigen Pfeilerarkaden-Hof ähnlich den Anlagen des Grazer Landhauses oder des Grazer Jesuitenkollegs.

Ausführlich widmet sich der Verfasser der Frage nach dem Baumeistern der barocken Bauabschnitte. Wie durch zahlreiche historische Dokumente ebenso wie durch Stilvergleiche nachweisbar ist, handelt es sich in der ersten Phase durchwegs um *Maestri Comacini*, die den Familienclans von Baumeistern aus der *Valle Intelvi* zwischen Como- und Luganosee angehörten und an zahlreichen Fürstenhöfen und an Klosterbauten in Mitteleuropa Beschäftigung fanden. Bernhard Mayrhofer weist nach, dass die frühbarocke Prälatur und die Klausur von Jakob Simonis († 1649) erbaut worden sind, eines Verwandter des Salzburger Dombaumeisters Santino Solari.

An dieser Stelle fügt der Verfasser einen Exkurs über den ehemaligen Vornauer Stiftshof in Graz, Raubergasse 4, ein, den ebenfalls Jakob Simonis zwischen 1638 und 1640 erbaut hatte. Dieser Bau in unmittelbarer Nachbarschaft der Stiftshöfe von St. Lambrecht, Seckau und Stainz besaß so wie die Klausur in Vornau einen dreigeschossigen Arkadenhof. Nahe der Grazer Jesuitenuniversität gelegen, war der Vornauer Hof Studienwohnsitz der Vornauer Stiftskleriker, die die Grazer Universität als wichtigste Bildungsstätte nutzten. Im Jahr 1823 musste Stift Vornau seinen Grazer Stiftshof verkaufen, der danach als Amtsgebäude



Abb. 2: Stiftskirche Vornau, Kanzel, Foto: G. Preda

diente und 1905 demoliert wurde, als man die Landhausgasse verlängern wollte.

Als nächster entscheidender Schritt der Barockisierung erfolgte ein Neubau der Stiftskirche. Man ließ den Westbau mit den Doppeltürmen und der Michaelskapelle bestehen und errichtete ab 1660 über den Fundamenten der romanischen Basilika eine Wandpfeilerkirche mit vier zweigeschossigen Einsatzkapellen. Baumeister der neuen Stiftskirche war Domenico Sciassia (1599–1679) aus Roveredo, der die barocken Umbauten der Wallfahrtskirche Mariazell in der Steiermark und der Stiftskirche Göttweig durchgeführt hat. Ein maßgebliches Vorbild für die Grundrissgestaltung war zweifellos der im Jahr 1628 geweihte Salzburger Dombau Santino Solaris.

Trotz des Großen Türkenkriegs zwischen 1683 und 1699 und den damit verbundenen Belastungen für das Stift betrieb Propst Georg Christoph Pratsch den weiteren Ausbau der Stiftsgebäude. Zur Neugestaltung der Prälatur an der Nordseite der Stiftskirche wurde Baumeister Jakob Schmerlaib, ein Schüler Sciassias, berufen. 1695 erbaute Schmerlaib den Osttrakt mit der Bibliothek und vergrößerte das Presbyterium mit einem Ostabschluss in Form einer weit ausgreifenden Halbkreisapsis (*Chorrotunde*). In dieser Phase tritt auch die Mitwirkung des kaiserlichen Ingenieurs Matthias Steidl in Erscheinung, der Zwiebelkuppelbekrönungen für die Westtürme und den Torturm entwarf.



Abb. 3: Stiftskirche Voralpe, Blick gegen die Orgel, Foto: G. Preda

Erst in der darauf folgenden zweiten Ausbauphase unter Propst Franz Sebastian Graf von Webersberg (1717–1736) wurde die alte, frühbarocke Prälatur abgebrochen und ein großer Freiraum zwischen dem Vorgebäude und der Stiftskirche geschaffen, der den Blick auf die symmetrische Fassade von der neuen Prälatur im Nordflügel über die Kirchenfront bis zur Klausur im Südflügel wie mit einem *court d'honneur* eröffnete. Während die Seitenflügel dieser über 25 Fensterachsen langen Front in der Art von Wiener Adelspalästen fassadiert wurden, unterblieb eine Barockisierung der Kirchenfassade, wohl um die *Altehrwürdigkeit* des im Westwerk noch erhaltenen Ursprungsbaues zu bewahren.

Zwischen den beiden Hauptabschnitten des Buches, der Baugeschichte und den Raumausstattungen, fügt der Verfasser zwei wertvolle Exkurse ein: In kurzen Darstellungen wird auf die anderen barocken Stiftsbauten in der Steiermark (Seckau, Admont, St. Lambrecht, Stainz, Pöllau, Rottenmann, Rein, Neuberg und Göss; S. 80–91) hingewiesen. Der zweite Exkurs behandelt die Untersuchungsergebnisse der letzten Restaurierungen an den Fassaden mit ihrer Farbgestaltung und ihren Stuckverzierungen (S. 94–106).

Der zweite Hauptabschnitt des Buches beinhaltet die Raumausstattungen aus der Barockzeit. Zum Verständnis

der Neuartigkeit der Raumwirkung der Stiftskirche ist der Hinweis auf den Stilwandel vom *Stuckbarock* zum *Freskobarock* (S. 113) treffend gewählt. Während die von Domenico Sciassia barockisierte Wallfahrtskirche von Mariazell im Gewölbebereich noch weitgehend von den rhythmisierenden und rahmenden Stuckelementen gekennzeichnet ist, tritt in der vom gleichen Baumeister errichteten Wandpfeilerkirche Voralpe eine durchwegs mit Fresken gestaltete Tonnenwölbung mit Stuckkappen in Erscheinung. Allerdings wird die Architektur von den Pfeilern und den Emporenbögen der Einsatzkapellen ausgehend mit malerischen Mitteln in der Art einer Quadratmalerei fortgesetzt und gibt nur innerhalb dieser Rahmen an der Decke den Blick in eine himmlische Sphäre frei. Zu den neben Johann Caspar Waginger und Johann Cyriak Hackhofer bisher wenig dokumentierten Freskant Karl Ritsch und Franz Joseph Grafenstein konnte Manfred Koller neue Forschungsergebnisse erheben, die in diesem Buch ausgewertet sind.

Die Ikonographie der Fresken der Stiftskirche wird Propst Johann Philipp Leisl zugeschrieben. Manfred Koller nennt das Konzept das *ausgeklügeltste Gesamtprogramm überhaupt*. Es zeigt die große intellektuelle Begeisterung des Barock für die *Emblematik*, philosophisch-theologische Bilderrätsel, deren Auflösung dem gebildeten Betrachter aufgetragen wird und diesen in der Erkenntnis des Bedeutungsinhalts beglücken soll. Der Autor bietet eine Auflistung der Aufgabenstellungen und ihrer Lösung auf den Emporen, den Stuckkappen und der Decke der Stiftskirche (S. 139–141), im Kapitelsaal und der Bibliothek (S. 171). Faszinierende Farbaufnahmen von Gregor Peda, wie sie das gesamte Buch begleiten, ergänzen die Ausführungen zu den aus der bisherigen Literatur am besten bekannten Hauptwerken der Innenausstattung, dem Hochaltar und der Kanzel nach Entwurf von Matthias Steidl sowie zur Weltgerichtsdarstellung Johann Cyriak Hackhofers in der Sakristei.

Wie die Einleitung des Buches in Erinnerung bringt, ist seit einem im Jahr 1928 erschienenen Büchlein von Robert Meeraus niemals eine Gesamtdarstellung der Geschichte und der Kunstwerke des Stiftes Voralpe unterommen worden. Wie viel an Detailstudien und Restaurierungsergebnissen in den letzten Jahrzehnten geleistet wurde, zeigt das fünfzehnteilige Literaturverzeichnis des Buches. Nur intensive Quellenstudien des Verfassers und seine tiefe Vertrautheit mit dem Gegenstand haben in Gemeinschaft mit den Kunsthistorikern Gudrun Ponn-Lettner und Manfred Koller das hervorragende Gesamtergebnis dieses Werkes zustande gebracht.

Rezensiert von Mario Schwarz

Neue Führung und neuer Status für das Österreichische Nationalkomitee ICOMOS

Mario Schwarz

Am 17. März 2018 wurde am damaligen Sitz des Österreichischen Nationalkomitees ICOMOS auf der Tillysburg dessen Präsidentschaft in Nachfolge von Univ.-Prof. Dr. Wilfried Lipp durch Neuwahl entschieden. Zur Präsidentin gewählt wurde **Ao. Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. Caroline Jäger-Klein**. Die 1966 in München geborene Architektin und Architekturhistorikerin ist nach ihrem Studium an der Technischen Universität Wien (Diplom 1992) und an der University of Michigan in Ann Arbor als Assistentin in das Institut für Baukunst und Bauaufnahme der TU Wien eingetreten und wurde an diesem Institut nach ihrer Promotion zum Doktor der technischen Wissenschaften (2000) und ihrer Habilitation (2005) zur außerordentlichen Universitätsprofessorin für Architekturgeschichte ernannt. Im Jahr 2004 wurde sie auf Vorschlag von Professor Eduard Sekler (Harvard) Mitglied von ICOMOS NC Austria. Seit 2007 hat sie den Lehrstuhl History of Architecture an der University of Business and Technology in Prishtina (Kosovo) inne. Seit 2013 leitet Caroline Jäger-Klein die Internationale ICOMOS Regionalkonferenz Südosteuropa in Wien. Nach der Gründung von ICOMOS Kosovo wurde sie Board Member von Cultural Heritage Without Borders in Kosovo.

Gastprofessuren und Lehrtätigkeiten an der *King Adulaziz University* in Jeddah (Saudi Arabien), an der *Federal University of Rio Grande do Sul* in Porto Alegre (Brasilien) und Forschungskooperationen mit der *MacGill-University* in Montreal (Canada) und der Staatlichen Polytechnischen Universität von L'viv (Ukraine) erweiterten ihr internationales Forschungsspektrum. Unter ihrer wissenschaftlichen Leitung stand das Forschungsprojekt zur Dokumentation der traditionellen profanen Architektur im Hedjas (Saudi Arabien), als dessen Ergebnis die Altstadt von Jeddah im Jahr 2014 seitens der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt wurde.

In Österreich ist Caroline Jäger-Klein seit 2009 Allgemein beeidete und gerichtlich zertifizierte Sachverständige für Denkmalpflege, Ortsbildschutz und Altstadtsanierung. Seit 2014 bearbeitet sie das Forschungsprojekt *Die Stadt außerhalb*, zur Baugeschichte des Otto-Wagner-Spitals am Steinhof. Seit 2018 ist sie am Forschungsprojekt *Islamic Architecture and Orientalizing Style in Habsburg Bosnia* an der Universität Wien (Institut für Kunstgeschichte) beteiligt.

Zu Vizepräsidenten des Österreichischen Nationalkomitees ICOMOS gewählt wurden **Hofrat i.R. Dr. Andreas Lehne** und **Gemeinderat Dr. Christoph Ferch**. Andreas

Lehne wurde 1951 in Innsbruck geboren. Nach Absolvierung des Schottengymnasiums in Wien studierte er Kunstgeschichte und Klassische Archäologie an der Universität Wien. Von 1977 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2016 war Lehne am Österreichischen Bundesdenkmalamt tätig, zuletzt im Rang eines Hofrats und als Leiter der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung. Daneben übte Lehne Lehrtätigkeiten an der Technischen Universität und an der Universität für Angewandte Kunst in Wien aus. Seine wissenschaftlichen Publikationen sind vornehmlich der Kunst und Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts gewidmet. Dr. Christoph Ferch wurde 1959 in Salzburg geboren. Er ist Geschäftsführer der Neustein Ferch KG. Dr. Ferch organisierte im Jahr 2011 eine Unterschriftenaktion gegen das von der UNESCO abgelehnte Bauprojekt am Rehrplatz in Salzburg mit dem Ergebnis von 25.000 Unterschriften. 2014 kandidierte er mit der Liste *Bürger für Salzburg* und ist seither als gewählter Gemeinderat der Stadt Salzburg tätig. Gemeinsam mit Kurt Luger veröffentlichte er das Buch *Die bedrohte Stadt – Strategien für menschengerechtes Bauen in Salzburg* (Salzburg 2014).

Am 1. Juni 2018 wurde ICOMOS Austria – Österreichisches Nationalkomitee des International Council on Monuments and Sites, nun als Verein mit Sitz an der Technischen Universität in 1040 Wien, Karlsplatz 13 anerkannt.

Besuchen Sie unsere Website

<https://www.denkmal-ortsbildpflege.at>

Wir laden Sie dazu ein dort zu stöbern und sich auch online über Aktuelles und Vergangenes zu informieren. Seit Mai 2018 entspricht unsere Homepage der neuen DSGVO und ist zu Ihrer Sicherheit auch über https abgesichert. Sie erkennen dies an einem Schloss in der Adressleiste und einem vorangestelltem https.



christoph-freyer.at

christoph freyer
kunsthistoriker //
webdesign //

Anzeige

Berichte über Aktivitäten der Gesellschaft

EXKURSION KLEIN-MARIAZELL

16. 6. 2018

Am Samstag, dem 16. Juni 2018 veranstaltete die ÖGDO eine ganztägige kunsthistorisch geführte Exkursion nach Klein-Mariazell im oberen Triestingtal am Südrand des Wienerwaldes. Die Fahrt startete um 9 Uhr beim Wiener Künstlerhaus und stand unter der Leitung von Mag. Dr. Anton Schifter und Dr. Thomas Aigner, Direktor des Diözesanarchivs St. Pölten. Als Experte für barocke Wandmalereien nahm Mag. Andreas Gamerith, Stiftsarchivar des Zisterzienserklosters Zwettl, an der Exkursion teil.

Erstes Ziel der Fahrt war das ehemalige Benediktinerstift Klein-Mariazell bei Altenmarkt an der Triesting. Dieses Kloster prägte Jahrhunderte lang die Geschichte des südlichen Wienerwaldes und hinterließ eine faszinierende Kultur- und Sakrallandschaft. Diesen Bestand zu sichern und die Kulturgüter des oberen Triestingtales nachhaltig touristisch zu erschließen bemüht sich der Verein *Initiative Kultuor^{OT} – Gesellschaft für Kultur, Tourismus und Denkmalpflege im oberen Triestingtal*.

Das Kloster Klein-Mariazell geht auf eine Stiftung der Brüder Heinrich und Rapoto von Schwarzenburg-Nöstach im Jahre 1136 zurück. Wie Forschungen ergaben, ist der überlieferte Text des Stiftsbriefs eine nachträglich hergestellte Fälschung. Die Rolle Markgraf Leopolds III. als Mitbegründer ist historisch unsicher. Die richtige Überlieferung des Gründungsjahres wurde dagegen durch die Forschungen von Erwin Reidinger bestätigt, der die Orientierung der Längsachse der Kirche nach dem Sonnenaufgang am Ostersonntag des Jahres 1136 nachgewiesen hat (siehe „Steine sprechen“ Nr. 151 [Jg. LVI, 2017], S. 60 f.). Solcherart ist Klein-Mariazell, oder Mariazell in Österreich, in seinem Ursprung älter als die Wallfahrtskirche Mariazell in der Steiermark (gegründet 1157). Bald entwickelte sich der populäre Pilgerweg entlang der Via Sacra von Wien über Klein-Mariazell, Lilienfeld und Anaberg zum steirischen Heiligtum Mariazell.

Archäologische Untersuchungen zwischen 1995 und 2004 haben die Grundmauern des Ursprungsbaues, einer einfachen Saalkirche mit eingezogenem Rechteckchor, frei gelegt. Am bestehenden Bau sind aus dem Mittelalter das Langhaus der dreischiffigen Pfeilerbasilika und drei Portale erhalten. Das kleine Nordportal mit seiner charakteristischen *normannischen* geometrischen Bauplastik wird in die Regierungsjahre des letzten Babenbergerherzogs Friedrich II. von Österreich zwischen 1240 und 1246 datiert. Das Westportal der Kirche entstand im Zuge einer Wiederherstellung der Kirche nach dem Einfall der Kumanen im Jahr 1252, ehe die Basilika vom Passauer Bischof Otto von Lonsdorf im Jahr 1256 neu geweiht

wurde. Ein rechteckiges Südportal vom Kreuzgang in die Kirche wurde vermutlich erst in nachmittelalterlicher Zeit aus Bestandteilen des spätromanischen Lettners zusammengesetzt. Nördlich der Stiftskirche bestand bis zur Aufhebung des Klosters unter Kaiser Josef II. im Jahr 1782 die Stiftspfarrkirche St. Thomas und ein Karner, die in der Folge abgebrochen wurden. 1964 wurden bedauerlicherweise auch die bis dahin noch erhalten, wenn auch verwahrlost gewesenen Klostergebäude größtenteils demoliert.

Seit der letzten Restaurierung präsentiert sich die Stiftskirche nach Jahrzehnten der Vernachlässigung in ihrer Gesamtheit in ausgezeichnetem Zustand. Der Innenraum wird durch die Wand- und Deckenmalereien von Johann Wenzel Bergl (1718–1789) geprägt, die im Zuge der Barockisierung des Klosters unter Abt Jakob Pach (reg. 1672–1782) entstanden sind. Die Malereien wurden 1764/1765 ausgeführt und bilden einen Marienzyklus (Tempelgang Mariens, Vermählung Marias mit Josef, Mariae Himmelfahrt, Marienkrönung), wie der Barockexperte Mag. Gamerith anschaulich erklärte. Bergl, ein Schüler Paul Trogers, war ein Lieblingsmaler der Kaiserin Maria Theresia. Berühmt sind seine Wandmalereien paradiesischer Gartenlandschaften im Schloss Schönbrunn (z. B. Kronprinzenappartement); Bergl war auch an malerischen Ausgestaltungen in der Wiener Hofburg und im Augustinerkloster beteiligt.

Nach dem Mittagessen in der Stiftstaverne in Klein-Mariazell wurde die Exkursion mit dem Besuch der Wallfahrtskirche Thenneberg in der Dornau an der Bezirksstraße zwischen Altenmarkt und Kaumberg fortgesetzt. Diese Kirche ist dem Gedenken an den *Leidenden Heiland* geweiht und geht auf eine Bildsäule von 1637 zurück, die am Hochaltar der bestehenden Kirche eingefügt erhalten ist. Die barocke Kirche mit Doppelturmfassade wurde vom Abt des Klosters Kleinmariazell Jakob Pach 1764–1766 errichtet. Das einschiffige Langhaus ist in zwei überkuppelte Joche gegliedert. Die Wandmalereien zeigen die apokalyptische Darstellung der *Anbetung des Lammes durch die Vierundzwanzig Ältesten* sowie die Geißelung und die Dornenkrönung Christi, im zweiten Joch das *Jüngste Gericht*. Auch an dieser Kirche hat erst die letzte Restaurierung den Zustand langjähriger Vernachlässigung beseitigt.

Als drittes Ziel der Exkursion wurde die barocke Wallfahrtskirche auf dem Hafnerberg besucht. Auch hier stand am Anfang eine Bildsäule, deren Rest im bestehenden Hochaltar eingefügt ist. Die weithin sichtbare doppeltürmige Kirche wurde zwischen 1729 und 1740 vom Stift



Abb.: Wallfahrtskirche Hafnerberg, Kuppelfresko von J. I. Mildorfer,
© Mario Schwarz

Klein-Mariazell errichtet und hatte bis 1782 den Rang eines Subpriorats des Benediktinerklosters. Sie ist im Inneren als längsovaler Saalraum gestaltet, der mit einer Flachkuppel überwölbt und mit Einsatzkapellen in den Diagonalachsen erweitert ist. In der Anlage erinnert der Bau an die Wiener Servitenkirche und so wie diese enthält er einen monumentalen Altar nach Entwurf des italienischen Theaterarchitekten Antonio Beduzzi. 1743 wurde die Kuppel von Josef Ignaz Mildorfer freskiert. Die Darstellungsthemen sind Mariae Himmelfahrt und die Glorie Mariens. Die Kuppelausmalung der Kirche auf dem Hafnerberg gilt als Hauptwerk des Tiroler Malers Josef Ignaz Mildorfer (1719–1775), der nach Erringung eines Preises an der *Kaiserlich-königlichen Hofakademie der Malerei* in Wien von 1751 bis 1756 Professor an dieser Anstalt war und später als Savoyisch-Liechtensteinischer Hofmaler und in den Diensten des Fürsten Nikolaus Esterházy in Mähren und Ungarn arbeitete.

Der Ausklang der Exkursion wurde bei einem Mostheurigen in Nöstach gemütlich verbracht. Herrn Direktor Dr. Thomas Aigner und Herrn Mag. Andreas Gamerith gilt der herzliche Dank der Teilnehmer für ihre inhaltsreichen Ausführungen, die die Begeisterung für die barocken Kulturschätze dieser Region spürbar vermittelt haben.

Mario Schwarz

Ehrenmitgliedschaft der ÖGDO für Hofrat Universitätsdozent Dr. Werner Kitlitschka

Anlässlich seines 80. Geburtstags wurde dem langjährigen Vorstandsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, Hofrat i.R. Univ.-Dozent Dr. Werner Kitlitschka die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft verliehen. Mit dieser Ehrung verbunden war die Verleihung der Ehrenmedaille der Gesellschaft. Die Überreichung der Urkunde und der Medaille erfolgte am 16. März 2018 in Klosterneuburg durch die Vizepräsidenten der Gesellschaft Prof. Mag. art. Martin Kupf und Dipl.-Ing. Dr. Milos Kruml sowie Vorstandsmitglied Dr. Mario Schwarz

Werner Kitlitschka wurde am 10. Februar 1938 in Klosterneuburg geboren und besuchte dort Volksschule und Gymnasium. Ab dem Wintersemester 1956/57 studierte er an der Universität Wien Kunstgeschichte bei Professor Karl Maria Swoboda, Klassische Archäologie und Österreichische Geschichte und ergänzte seine Studien durch längere Aufenthalte in Belgien und Holland. Seine Dissertation am Institut für Kunstgeschichte verfasste Kitlitschka über Peter Paul Rubens. Nach einer Tätigkeit als Studienassistent trat er auf Einladung von Professor

Otto Demus im Jahr 1962 in den Dienst des Österreichischen Bundesdenkmalamts, wo er von 1974 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2000 als Landeskonservator für Niederösterreich, zuletzt als Hofrat, wirkte. Neben der intensiven Betreuung zahlreicher Restaurierungen und der Lehrtätigkeit an der Hochschule für angewandte Kunst widmete er sich wissenschaftlichen Arbeiten zu Themen des 17. und 19. Jahrhunderts.

Werner Kitlitschka wirkte an dem von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanzierten großen Forschungsprojekt „Die Wiener Ringstraße – Bild einer Epoche“, das unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Renate Wagner-Rieger stand, über mehrere Jahre mit und publizierte in der Reihe der Veröffentlichungen die Bände: „Das Wiener Opernhaus“ (gemeinsam mit Hans-Christoph Hoffmann und Walter Krause, Wiesbaden 1972) und „Die Malerei der Wiener Ringstraße“ (Wiesbaden 1981). Große Beachtung fanden auch seine Bücher „Historismus & Jugendstil in Niederösterreich“ (St. Pölten-Wien 1984) und „Grabkult & Grabskulptur in Wien und Niederösterreich. Vom Historismus zur Moderne“ (St. Pölten-Wien 1987).

Am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien lehrt Werner Kitlitschka seit 1978; zuerst unterrichtete er als Universitätslektor Theorie und Praxis der Denkmalpflege, im Jahr 2001 habilitierte er sich als Universitätsdozent an diesem Institut und hält seither in dieser Funktion regelmäßig Lehrveranstaltungen als von den Studierenden und Kollegen hoch geschätzter akademischer Lehrer. Am 1. Juli 2015 verlieh ihm die Universität Wien zum 50. Jahrestag seiner Promotion das „Goldene Doktordiplom“.

Das kulturelle Wirken von Hofrat Kitlitschka wurde durch hohe öffentliche Ehrungen gewürdigt: 1992 erhielt er das Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst, 1999 wurde ihm

der Päpstliche Silvesterorden mit dem Stern verliehen, im Jahr 2001 das Goldene Komturkreuz des Ehrenzeichens für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich. Der geborene Klosterneuburger ist auch Ehrenmitglied des „Künstlerbundes Klosterneuburg“.

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege verbindet die besten Glückwünsche zum 80. Geburtstag mit dem Dank an Hofrat Kitlitschka für seinen fachlichen Rat und die Weitergabe seiner reichen Erfahrung in der Denkmalpflege.

Mario Schwarz

Nachruf auf Univ.-Prof. Dr. Gerhard Jagschitz (1940–2018)

Am 30. Juli 2018 verstarb unerwartet der emeritierte Ordinarius für Zeitgeschichte an der Universität Wien Dr. Gerhard Jagschitz. Seit 2001 war er Ehrenmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege und Träger der Ehrenmedaille der Gesellschaft. In Wien geboren studierte er an der Universität Wien Geschichte, Deutsche Philologie, Volkskunde und Ägyptologie und promovierte 1968 zum Doktor der Philosophie. Er wurde danach Assistent am Institut für Zeitgeschichte der Wiener Alma Mater, an dem er sich 1978 habilitierte und 1985 zum Professor ernannt wurde; von 1994 bis 2001 leitete Jagschitz dieses Institut. Sein großes Interesse an der Neueren Zeitgeschichte hatte familiäre Ursachen: Sein Großvater war Oberst Maximilian Ronge (1874–1953), der letzte Chef der Nachrichtenabteilung des Armeekommandos und des Evidenzbüros der k.u.k. Monarchie. Ihm widmete Gerhard Jagschitz gemeinsam mit den Autoren Verena Moritz und Hannes Leidinger die schonungslos kritische Biographie *Im Zentrum der Macht. Die vielen Gesichter des Geheimdienstchefs Maximilian Ronge* (Salzburg 2007).

Gerhard Jagschitz trat 1972 unserer Gesellschaft bei, die damals noch den Titel *Verein für Denkmal- und Stadtbildpflege* trug. Gemeinsam mit Roland Schachel, Gerhard Wallner und Hermann Steininger bemühte er sich um eine inhaltliche Erneuerung des Vereins; bald genügte ihm die Mitgliedschaft unseres Vereins allein nicht und er schloss sich auch der Aktionsgruppe *SOS für Wien* unter der Leitung von Dr. Erika Neubauer an, die eine bemerkenswerte Wirksamkeit entfaltete. Obwohl Dr. Jagschitz schon als Universitätsassistent intensive wissenschaftliche Arbeit leistete – 1976 erschien sein viel beachtetes Buch *Der Putsch. Die Nationalsozialisten 1934 in Österreich* – fand er immer Zeit und Interesse, regelmäßig die Strömungen der öffentlichen Meinung zu Fragen der Altstadterhaltung zu verfolgen und zu registrieren. So entstand seine

umfangreiche Sammlung tausender Zeitungsausschnitte zu diesem Themengebiet. Auch er selbst äußerte noch als Ordinarius für Neuere Zeitgeschichte überzeugend seine Meinung in entscheidenden Fragen zur Denkmal- und Stadtbildpflege in den prominentesten Nachrichtenmedien. Als er davon Kenntnis erhielt, dass im Rahmen der ÖGDO an der Dokumentation *Stadtbildverluste seit 1945*, verfasst von Dieter Klein, Martin Kupf und Robert Schediwy, gearbeitet wurde, bot er die Gesamtheit seiner Sammlungsbestände ohne jede Gegenleistung zur wissenschaftlichen Auswertung an.

In Anerkennung seiner wertvollen, idealistischen Arbeit für die Denkmal- und Stadtbildpflege hat die 27. Ordentliche Generalversammlung des ÖGDO am 11. Mai 2001 die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft und die Überreichung der Ehrenmedaille der Gesellschaft an Gerhard Jagschitz per Akklamation beschlossen und vollzogen.

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege wird Professor Gerhard Jagschitz als international hoch angesehenem Gelehrten ebenso wie als leidenschaftlichen und mutigen Kämpfer für die kulturellen Werte und die Schönheit Wiens stets ein ehrendes Gedenken bewahren

Mario Schwarz.

Autorenverzeichnis

DI Robert Dünser

Studium der Architektur an der TU-Wien, lebt und arbeitet in Vorarlberg. Robert Dünser ist Teil der „Initiative zur Erhaltung des Georg-Baumeister-Viertels | Bregenz“, der u. a. auch Barbara und Christian Tuerr, Wolfgang Purrucker und Felix Dünser angehören, www.georg-baumeister-viertel.at

Mag. Christoph Freyer

freier Kunsthistoriker und Webdesigner, bureau@christoph-freyer.at, www.christoph-freyer.at

Univ.-Doz. Dr. Manfred Koller

Studien von Konservierung-Restaurierung an der Akademie der bildenden Künste und Kunstgeschichte-Archäologie an der Universität Wien. Mitarbeiter bzw. Leiter der Restaurierwerkstätten des Bundesdenkmalamtes (1965–2005), Lektor bzw. Dozent an 4 Wiener Universitäten, Prof. h.c. Staatl. Hochschule für Bildende Kunst, Dresden, Honorary Fellow International Institute for Conservation (London), Gründer und Schriftleiter der „Restauratorenblätter“ (Wien 1973–2011)

Univ.-Prof.ⁱⁿ DI Lilli Lička

Landschaftsarchitektin, Universitätsprofessorin und Leiterin des Institutes für Landschaftsarchitektur der Universität für Bodenkultur, BOKU Wien, Leiterin des LArchiv – Archiv österreichischer Landschaftsarchitektur der BOKU Wien, Mitorganisatorin von nextland, digitale Sammlung zeitgenössischer Landschaftsarchitektur in Österreich, www.nextland.at, 1990 bis 2016 Gesellschafterin von koselička - Landschaftsarchitektur, seit 2017 LL-L Ingenieurbüro für Landschaftsarchitektur. ll-l.at

Mag.Dr. phil. Brigitte Eva-Maria Musil

lebt und arbeitet als Kunsthistorikerin in Wien. Sie befasst sich vor allem mit und Architektur und Plastik der Ringstraßenzeit und mit deren Auswirkungen auf das heutige Wien.

Mag. Philipp Reichel-Neuwirth (MA)

Historiker und diplomierter Schauspieler. Kunst- und Geschichtsvermittlung für die Österreichische Galerie Belvedere seit 2007. Austria Guide, Präsentationstrainer, info@philipp-reichel.com, www.philipp-reichel.com

Dr. Mario Schwarz

Universitätsprofessor am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, Vorstandsmitglied der ÖGDO, Mitglied des Österreichischen Nationalkomitees ICOMOS, mario.schwarz@univie.ac.at

Impressum

Eigentümer und Herausgeber: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, A-1010 Wien, Karlsplatz 5, Künstlerhaus. Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Mario Schwarz, Mag. Desirée Vasko-Juhász; Satz: Mag. Christoph Freyer (www.christoph-freyer.at), Druck: Medienfabrik Graz, www.mfg.at

Informationen unter www.denkmal-ortsbildpflege.at, gesellschaft@denkmal-ortsbildpflege.at Grundlegende Richtung gemäß § 2 der Vereinsstatuten: Erforschung und Pflege der historischen Denkmäler und Aufgaben der Orts- und Stadtbildpflege.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren. Vereinsmitglieder erhalten je ein Exemplar dieser Ausgabe gratis. Nachbestellungen gegen Spesenersatz. Der jährliche Mitgliedsbeitrag für 2016 beträgt € 35,- Bankverbindung: ERSTE BANK der Österreichischen Sparkassen, BIC: GIBAATWW, IBAN: AT94 2011 1000 3026 2860; ISSN: (AU)0039-1026.

Preis des Heftes € 15,- keine MWSt. (+ Porto)

Veranstungskalender

Vorankündigung der nächsten Veranstaltungen

Reise „Barocke Klosterwelten in Nordböhmen: Braunau/Broumov“

Führung: Dr. Thomas Aigner, Mag. Andreas Gamerith

Zeit: 14.–16. September 2018

Vortrag „2027, 1000 Jahre Kaiserdom zu Speyer“

HR Prof. Dr. Erwin Reidinger

18. Oktober 2018, 19 Uhr

Ort: TU-Wien, 1040 Wien, Karlplatz 13, 2. Hof, Stiege 7, EG, Hörsaal 7 (Schütte-Lihotzky-Saal)

Vortrag „Zum Wiederaufbau (Anastylose) antiker Bauwerke“

Prof. Univ.-Doz. Dr. Friedmund Hueber

9. November 2018, 19 Uhr

Ort: TU-Wien, 1040 Wien, Karlplatz 13, 2. Hof, Stiege 7, EG, Hörsaal 7 (Schütte-Lihotzky-Saal)

Bitte entnehmen Sie alle aktuellen Vorankündigungen zu Veranstaltungen der ÖGDO dem Newsletter und der Homepage der ÖGDO (www.denkmal-ortsbildpflege.at/programm.html). Die jeweils nächste Veranstaltung ist auch über facebook <https://facebook.com/oegdo> abrufbar.

Der Bezug des Newsletters ÖGDO-Aktuelles kann kostenlos bei Bekanntgabe Ihrer E-Mail-Adresse abonniert werden.

Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege (ÖGDO) teilt mit, dass der Jahresbetrag 2018 für ordentliche Mitglieder, der zum Bezug der Zeitschrift „**STEINE SPRECHEN**“ berechtigt, gemäß Beschluss der 32. Ordentlichen Hauptversammlung € 35,- beträgt. Der Jahresbeitrag enthält keine Umsatzsteuer.

Gebeten wird um Einzahlung oder Überweisung des Jahresbeitrages auf folgendes Konto: ERSTE BANK, Empfänger: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, IBAN: AT94 2011 1000 3026 2860, BIC: GIBAATWW mittels Zahlschein oder Net-Banking. Bitte, vergessen Sie nicht, Name, Adresse und Zahlungszweck anzugeben.

Wenn Ihnen Denkmal- und Ortsbildpflege Anliegen sind und Sie unsere Veranstaltungen interessieren, sind Sie herzlich eingeladen, Mitglied unserer Gesellschaft zu werden.

(Anmeldeformular unter www.denkmal-ortsbildpflege.at/mitgliedschaft.html)

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege ist nicht für die Einholung von Bildrechten verantwortlich oder haftbar. Dies obliegt den jeweiligen Autoren und wird nach bestem Wissen in Steine sprechen durchgeführt.